



E 2432 I

Der Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen

1409—1411.

Von

Max Mehler.

Druck und Verlag: E. Wernichs Buchdruckerei
Elbing 1910.

 CZYTELNIA
REGIONALNA IV.2.3

34641



53966

5228

425.

Inhalt:

	Seite
I. Ueberblick über die deutsch-slawischen und insbesondere die deutsch-polnischen Beziehungen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts	1—10
II. Kriegsgründe (das Jahrhundert vor dem Krieg)	10—25
III. Der Ausbruch des Krieges Ulrich von Jungingen. Die Stimmung des Landes. Die Ereignisse des Jahres 1409. Der Waffenstillstand vom 8. Oktober 1409.	25—45
IV. Die Rüstungen während des Waffenstillstands	45—51
V. Die Heeresbewegungen, die zur Schlacht bei Tannenberg führten (Anfang Juni bis 15. Juli 1410) Beurteilung der Heeresbewegungen.	52—59
VI. Die Schlacht bei Tannenberg Die Quellen. Der Aufmarsch der Heere. Die Eröffnung des Kampfes durch die Polen-Littauer. Die Entscheidung.	59—70
VII. Die unmittelbaren Folgen der Niederlage des Ordens Marschtabelle des polnisch-litauischen Heeres vom 16. bis 25. Juli (Tannenberg—Marienburg). Der Abfall des Landes.	71—81
VIII. Die Belagerung der Marienburg	81—85
IX. Der Umschwung	85—91
X. Waffenstillstand und Friede von Thorn	91—103
XI. Die Beziehungen zwischen Tannenberg und dem Niedergang des Ordens	103—110

Literatur.

- Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen, Bd. I (3. Aufl. 1908).
- Krollmann, Die Schlacht bei Tannenberg; (Oberländische Gesch.-Blätter, Heft X 1908).
- Heveker, Die Schlacht bei Tannenberg; (Berliner Dissert. 1906).
- Lhunert, Der große Krieg zwischen Polen und dem Deutschen Orden 1410—11; (Zeitschr. d. westpr. Gesch.-Vereins 16. 1886; auch Dissert.).
- Horn, Tannenberg; (Altprf. Monatschrft. 22. 1885).
- Bergengruen, Die Schlacht b. Tannenberg u. der Hochmeister Heimr. v. Blauen; (Baltische Monatschr. 33. 1886).
- Voigt, Geschichte Preußens, Bd. VII (Königsberg 1836).
- Weber, Preußen vor 500 Jahren in kulturhistorischer, statistischer und militärischer Beziehung (Danzig 1878).
- Röhler, Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit, Bd. II (Breslau 1886).
- Jähns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens (Leipzig 1880).
- Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands (Riga 1908).
- Freitag, Vom Mittelalter zur Neuzeit.
- Joh. Lindenblatt (gen. von Possilge), Preuß. Chronik (herausgegeben von Voigt und Schubert).
- v. Bunge, livländisches Urkundenbuch.
- Scriptores rerum prussicarum Bd. III u. IV.
- Preuß. Lieferung alter und neuer Urkunden x. (1755).
- Preuß. Sammlung allerley bish. ungedruckt. Urk. x. I (Danzig 1747), und III (1750).

Berichtigungen.

Es muß heißen:

- S. 10, Zeile 14 v. oben: verwunden statt überwunden;
S. 24, " 8 " " 1343 statt 1348;
S. 27, " 23 " " vor Tannenberg statt von Tbg.;
S. 28, " 12 " " Messau statt Nassau;
S. 55, Spalte: Poln.-litt. Heer, letzte Zeile: nord östlicher statt nördlicher Richtung.

I. Ueberblick über die deutsch-slawischen und insonderheit die deutsch-polnischen Beziehungen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts.

Vor 500 Jahren wurde in Ost- und Westpreußen ein Kampf von weltgeschichtlicher Bedeutung ausgefochten; — weltgeschichtlich, insofern er einen Markstein auf dem blutgetränkten Eroberungsweg bildet, den die Deutschen mit einer Expansionskraft, wie sie in ähnlicher Wucht nur die Völkerwanderung aufweist, von der Saale und unteren Elbe bis zum finnischen Meerbusen zurückgelegt haben. Der Krieg von 1409/11 war der Beginn des Existenzkampfes der deutschen Vormacht des Ostens, des Ordensstaats, gegen die Vormacht des Slawentums, das in mächtigem Aufstreben begriffene Königreich Polen.

So, das heißt als einen Nationalitätenstreit, einen Streit zweier Rassen, sehen wir heute den Kampf an; die Zeitgenossen und die Hadernden selbst verstanden ihn nicht so: nicht Deutschthum und Slawentum sind die Kriegsrufe; noch ist es nicht die Rasse, das Volkstum, als deren Vorkämpfer sich die Parteien rühmend bei Fürsten und Machthabern in Gunst zu setzen suchen; immer noch spielt neben dem „guten Recht“, das, wie immer, beide Parteien für sich in Anspruch nehmen, bei dem Orden der verdienstvolle Kampf für das Christentum die Hauptrolle, wenn er Stimmung für sich machen will; und auch der Polenkönig weiß nichts von einem Haß gegen die Deutschen als Nation; auch er, der vor nicht zu fernher Zeit noch ein heidnisch-litauischer Großfürst war, hält es für angebracht, die Gnade Gottes hervorzuheben, die sich an dem „Seligen Reich der Polen“ offenbart habe. Freilich nützte ihm solch frommes Gefäusel wenig angesichts der harten Thatfache, daß er schismatische Russen und heidnisches Barbarenvolk gegen den christlichen Orden ins Feld führte; bei allen Gutgesinnten und Rechtgläubigen tat das seiner Sache wesentlichen Eintrag. Noch immer zerfiel die Menschheit mehr in Christen und Nichtchristen, denn in Nationen.

Der nationale Gegensatz zwischen Deutschen und Polen ist nicht so alt, wie gemeinhin angenommen wird. Ein

kurzer Rückblick auf die Entwicklung der germanisch-slawischen Beziehungen ist zum Beweis unerlässlich.

Der uralte Gedanke der Ausbreitung des Christentums über alle Völker der Erde war neu belebt worden durch die Wiederherstellung des heiligen römischen Reichs als einer die ganze Welt umspannenden Gewalt. Es war deutscher Nation, und noch immer gährte unter den Deutschen jenes unruhige Drängen, der Trieb nach Veränderung, die Lust zu wandern, zu wagen, zu erwerben und zu erobern, die sie unter Führung ihrer von alter Kaiserherrlichkeit träumenden Könige immer wieder über die Alpen lockte, die — in einer Art erneuter Völkerwanderung — Welle auf Welle ihrer starken Volkskraft nach dem Norden und Osten trieb. Als Heinrich, der erste Sachsenkönig, die Krone empfing (919), waren Schlesien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Osten der Saale und unteren Elbe und das östliche Holstein von slawischen Völkern besetzt; slawische Kolonien reichten nach Sachsen, Thüringen, Franken und Hessen bis über den Main. Meist durch jahrhundertelange blutige Kämpfe, nur zum geringen Teil durch friedliche Einwanderung (Schlesien) ist mehr als ein Drittel der heutigen deutschen Lande — Böhmen ungerechnet — aus slawischem Besitz in die Hände der Deutschen übergegangen, bald im Interesse und auf Antrieb des Reichs oder der Kurie, bald unter Führung eroberungslustiger Fürsten, bald ohne Zutun der landesherrlichen Gewalt als das Werk von Privatleuten, unternehmenden Kaufleuten, tatensfrohen ritterlichen Genossenschaften und bessere Lebensbedingungen suchenden kleinen Leuten: Arbeitern, Handwerkern, Bauern. Trotz häufiger Unterbrechungen und Mißerfolge, trotz vielfacher Reibungen mit den von Norden gegen die slawischen und baltischen Stämme an der Ostsee vordringenden Scandinaviern kam die Bewegung niemals ganz ins Stocken; Jahrhunderte hindurch gab es hier gewaltige Unruhen, blutige Kämpfe, entsetzliche Greuel, ein stetes Hin und Her: wo das Schwert gewütet, setzte sofort die Kolonisation ein, schnell blühen einzelne Landschaften empor, um noch schneller durch den neu ausflodernden Brand des Rassenkampfes in Trümmerstätten verwandelt zu werden, — wieder wird von neuem begonnen, mit einer Zähigkeit ohnegleichen, und unverjählich scheint der Born der deutschen Volkskraft.

Aber nur wenige achteten darauf, niemand ahnte, daß aus diesem gärenden Chaos weltgeschichtlich Wichtiges geboren werden sollte, noch lag (bis gegen 1300) der Schwerpunkt des allgemeinen Interesses im Süden, bei den nach der allgemeinen Meinung die Zukunft bedeutenden Auseinandersetzungen der deutschen Kaisergewalt

mit dem Papsttum; uns Späteren aber kann es nicht zweifelhaft sein, daß jene Auseinandersetzungen keine Zukunft mehr bargen, sondern ein Ausgang waren, daß die Keime der neuen Zeit an ganz andern Stellen zu suchen sind: Zur selben Zeit, als im Süden der deutschen Lande die Habsburger sich aus einer Raubgrafenfamilie zum stolzeſten Herrengeschlecht Europas emporarbeiteten, als sein Stammvater Rudolf durch seine energische, allem Träumen ferne Real- und Hauspolitik ihm den Weg wies, den es zu seinem Heil, aber zu Deutschlands Unheil getreulich weiter verfolgt hat, — zur selben Zeit wurden im Norden und Osten fern von allen Welt- händeln die Grundlagen zu der Macht gelegt, die den Deutschen endlich wieder ein Führer werden sollte, deren Geschichte in der Neuzeit die deutsche Geschichte ist. Und das geschah eben durch jenes halb friedliche, halb gewaltsame Kolonisationswerk großen Stils, eine der gewaltigsten Leistungen der Deutschen, angeſichts deren allein es eine grenzenlose Torheit ist, zu behaupten, den Deutschen mangle es an Erfahrungen im Kolonisieren oder gar an den dazu nötigen Fähigkeiten.

Es ist nicht erwiesen, aber wahrscheinlich, daß die Germani- fierung gefördert wurde durch Reste deutschen Volkstums, die sich hier östlich der Elbe in den alten Sitzen der Rugier, Heruler, Gepiden, Langobarden, Semnonen, Burgunder und Vandalen er- halten hatten. Mythische Erinnerungen zweifellos altgermanischen Ursprungs an manchen Stellen der nachmals von Slaven besetzten Gebiete deuten darauf, so in der Mark Brandenburg, so in Schlesien, wo die bis in die Neuzeit lebendige Lieblingsgestalt der Volksſage, der Herr der Riesenberge, Rübezahl, die Züge des Hauptlings eines Zauberreichs trägt, der streng ist und gerecht, weiße und hilfreich, neckisch und schadenfroh, gutherzig im Grunde, aber reizbar und im Zorn fürchterlich; ein Riesenkönig, wie ihn die deutschen Volksſagen des frühen Mittelalters kennen, ein Urbild altgermanischen Wesens. — Nicht rundweg von der Hand zu weisen ist auch die Vermutung, daß die Fürstenthümer, die sich im späteren Mittelalter, zur Zeit der deutschen Ueberflutung des Ostens, bei den slawischen Stämmen vorfinden, zugewanderte oder herbeigerufene Fremde, d. h. Germanen, als Stammväter haben; für einzelne Fälle ist das Vor- kommen solcher Fremdherrschaft über Slaven mit Sicherheit über- liefert: Anfang des 7. Jahrhunderts beherrschte der Franke Samo ein ausgedehntes Slavengebiet nördlich der deutschen Donau, das er gegen die Angriffe der fränkischen Merovinger tapfer behauptete, und im 9. Jahrhundert gründeten Haufen streitbarer Normannen eine mächtige Herrschaft über slawische und finnische Stämme um Nowgorod. Daß solche Beherrschung von Slaven durch Fremde

möglich wurde, läßt darauf schließen, daß jene keine eigenen Herren-
geschlechter hatten und mit Volksgenossen der Fremden stark durch-
setzt waren.

Das große deutsche Kolonisationswerk ging Hand in Hand mit der Christianisierung; von ihr empfing es vielfach den Impuls, nicht aber die innere Kraft. Es ist eine Fälschung, von dem Sieg des Kreuzes, der Religion des Lebens über die falschen Götter zu sprechen, wo es sich um einen Sieg der stärkeren Klasse über die schwächere handelt. Stets hat da, wo wirklich „das Kreuz zum Siege“ kam, hinter den religiösen Fanatikern der weltliche Machthaber gestanden mit seinen grob materiellen Interessen, seinem Streben nach Tribut und Landbesitz, dem die heilige Mission häufig genug Handlangerdienste zu leisten hatte. Da, wo das materielle Interesse fehlte, kam auch das Kreuz nicht zum Siege, die ihm angedichtete Kraft versagte: in Syrien dauerte seine Herrschaft genau so lange, als für die weltlichen Barone die Aussicht bestand, unter seinem Zeichen Königreiche und Fürstentümer zu erlangen, um die sie sehr unchristlich raubten. Als die Aussichten auf Erwerb nachließen, war es auch mit der Sache des Kreuzes vorbei, die schließlich einen mehr als kläglichen Ausgang erlebte. Alles Fanatische kann wohl Augenblickserfolge haben, niemals aber Dauerndes schaffen; die Geschichte des Islams beweist es. Es repräsentiert keine wirklichen, von innen heraus drängenden Bedürfnisse, es ist zu fünf Sechstel immer in Szene gesetzt, aufgepeitscht, Feuerwerk. Seine Flammen schlagen mit einer Behemenz ohnegleichen empor, um überraschend schnell wieder zusammenzusinken, — es ist „nichts dahinter“; — sehr im Gegensatz zu den wirtschaftlichen Interessen, einem von hunderttausend geschäftigen Händen genährten Feuer, das mit ruhiger Stetigkeit brennt, oft niedergehalten, aber nie ganz verlöschend und häufig zu kräftigem Brande sich ausbreitend.

Die eigentlichen Kolonisatoren sind nicht der Krieger und der Missionar, sondern der Kaufmann und der Bauer. Der deutsche Kaufmann und sein gutes Geld haben an den weltgeschichtlichen Händeln auch des Mittelalters viel größeren Anteil, als die ewig nach „Ideen“ spähende Geschichtschreibung uns glauben machen will.

Nicht überall in den Slawengebieten mußte den deutschen Kaufleuten und Bauern der Weg erst durch das Schwert freigemacht werden. Zwar wehrten sich die streitbaren Wendenstämme der Wilzen und Obotriten im heutigen Mecklenburg, gegen die schon Karl der Große zu Felde gezogen war, auf das hartnäckigste gegen die Heerhaufen Ottos des Großen, gegen Kreuzfahrerscharen im 11. Jahrhundert, gegen Friedrich Barbarossa und Heinrich den

Löwen, diesen genialsten Kolonifator auf Fürstenthron seit Karl. Nur widerwillig fügten sich auch die wendischen Heveller und Piutizen an der Havel und Spree dem Schwert der Sachsenkönige und später der Askanier. Verzweifelten Widerstand leisteten die tapferen Bewohner Rügens den von zwei Seiten gegen die baltischen Wendenstämme vordringenden fremden Mächten (Deutschen und Dänen) bis über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinaus. Aber da, wo die Slawen nicht unmittelbar vor der Eroberungslust deutscher Fürsten in Sorge zu sein brauchten, wie in Pommern und namentlich in vielen polnischen Gebieten, sahen sie die deutsche Zuwanderung nicht ungen, ja die Fürsten begünstigten sie geflissentlich. Ueberall in der bekannten Welt war im 12. und 13. Jahrhundert der deutsche Kaufmann zu finden, an allen Küsten des Mittelmeers, in Britannien und Skandinavien, auf den alten Handelsstraßen im Osten, in Riga, Reval und Nowgorod, in Warschau, Krakau, Lemberg und Ofen. Aber auch Mönche, Schüler, abenteuernde Ritter und kleine Leute, Bauern und Handwerker, zogen aus den vollreichen deutschen Landschaften in großen Scharen ostwärts und wurden besonders da seßhaft, wo sie schon einige Zivilisation und Sicherheit vorfanden, so im 12. Jahrhundert im ungarischen Siebenbürgen, während des ganzen 13. Jahrhunderts und darüber hinaus in Schlesien. Hier geboten die besonders deutschfreundlichen Piastenfürsten, die vielfach deutsche Fürstentöchter zu Frauen und schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts Familienbeziehungen, Einfluß und Verbindungen aller Art durch ganz Deutschland hatten. Schneller noch als durch die zahlreichen in Schlesien ansäßig werdenden deutschen Grundherren wurde dort die Verbreitung deutschen Wesens durch die Geistlichkeit gefördert; unablässig wanderten Mönche von fast allen Orden von Westen herzu, in Menge entstanden überall im Lande neue Klöster, die weite Landstrecken aus Wald- und Bruchland in ertragreichen Acker verwandelten. Schnell verdrängte der große Pflug der Deutschen den slawischen Haken, und deutlich erkennbar war die größere Tüchtigkeit der deutschen Arbeiter; sogar in Stiftungsurkunden jener Zeit findet sich als Grund für Heranziehung deutscher Kolonisten hin und wieder der geringe Ertrag der slawischen Wirtschaften und die Untüchtigkeit der einheimischen Arbeiter erwähnt.

Das ausschlaggebende Uebergewicht in der Leistungsfähigkeit verlieh aber den Deutschen der von den ältesten Zeiten her bei allen Germanen eingewurzelte Glaube an die allein segenspendende Kraft der freien Arbeit. Dörfer und Städte wurden, wie überall, wo Deutsche kolonisierten, auch in Schlesien als freie Kommunen nach deutschem Recht angelegt, mit eigener, die Gemeinde in Rechten

und Pflichten vertretender Obrigkeit. Freilich haben auch hier Städte und Dörfer trotz gleicher Verfassungsgrundlage nicht die gleiche Entwicklung genommen: die reicheren und darum mächtigeren, geschlossene Kräftezentren darstellenden Städte haben ihre Rechte und Freiheiten in jeder Weise, selbst im offenen Kampf gegen Fürsten und Ritterschaft zu behaupten und zu mehren gewußt, die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit nicht gegen Uebergriffe der Grundherren und Lasten, die die Fürsten wieder auflegten, zu schützen. Zunächst aber gedieh unter dem Schirm deutschen Rechts die freie Arbeit überall in schlesischen Landen ausgezeichnet, überraschend schnell schweißte sie den vielrassigen Einwandererstrom (vorwiegend wahrscheinlich Franken) zu einem neuen deutschen Stamm mit ausgeprägter Eigenart zusammen, und am Ende des 13. Jahrhunderts war seine friedlich und geräuschlos errungene, im wahrsten Sinn des Worts erarbeitete Herrschaft über das Land und seine slawische Bevölkerung entschieden.

Im ganzen genommen ebenfalls durchaus freundschaftlich, wenn auch nicht frei von einzelnen Reibungen, waren die Beziehungen des eigentlichen Polen zu den Deutschen im 13. Jahrhundert. Zwar mit deutschen Fürsten und namentlich mit der kaiserlichen Gewalt hatte es in früheren Zeiten erbitterte Fehden gegeben: Schon 963 war der vierte Piast — der Ueberlieferung nach Mieczyslaw (Mieszko) — von dem deutschen Markgrafen Gero unterworfen worden; er ward Lehnsmanu des Kaisers und mußte Tribut zahlen. Um 965 nahm er das römisch-katholische Christentum an, und deutsche Priester gründeten das erste, dem Magdeburger Sprengel angehörige Bistum Posen. Sein Nachfolger Boleslaw I. Chrobry (der Kühne, 992—1025) erweiterte den polnischen Machtbereich nach allen Seiten hin, lebte aber trotzdem mit Kaiser Otto III., der durch Errichtung des Erzbistums Gnesen Polen von dem Metropolitanverband mit Magdeburg löste, in gutem Einvernehmen. Nach dessen Tod aber fiel er ins deutsche Reich ein, um die in seinem Verband befindlichen slawischen Reiche und Stämme seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Die Pläne Boleslaws deuten darauf, daß dieser große Polenfürst bereits Verständnis gehabt hat für einen Begriff, der selbst im ausgehenden Mittelalter noch nicht Allgemeinbesitz geworden war, — für ein Nationalgefühl im erweiterten Sinne, ein Empfinden für Rassenzusammengehörigkeit.

Trotz großer Anstrengungen vermochte Kaiser Heinrich Boleslaw nicht zu unterwerfen; 1025 nahm dieser den Königstitel an. Sein Nachfolger Mieczyslaw II. (1025—34) setzte die Feindseligkeiten gegen Deutschland fort, unternahm verwüstende Heereszüge bis vor Magdeburg und zwang Kaiser Konrad II. zu einem er-

bitterten schwierigen Krieg. Schließlich aber mußte er die deutsch-slawischen Marken wieder an Deutschland abtreten und Polen seinem Bruder überlassen, der als „Herzog“ unter deutscher Lehnshoheit regierte. Nach Ottos Ermordung ward Mieszko nach Anerkennung der deutschen Oberhoheit in die Herrschaft Polens wieder eingesetzt, die er bis zu seinem Tode (1034) behauptete. Für seinen unmündigen Sohn Kasimir I. (1034—58) führte dessen Mutter Richeza, eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, die Regierung, erregte aber durch Begünstigung der Fremden einen Aufstand der Szlachta.

Während der nächsten anderthalb Jahrhunderte sank Polens Macht — einzelne Epochen vorübergehenden Aufschwungs ungerechnet — unter den zersetzenden Wirkungen des Fluchs aller slawischen Länder, der fortwährenden Erbteilungen, tiefer und tiefer. Die Piastenfürsten, die Boleslawe, Wladislawe und Kasimire mit den erheiternden Zunamen (Schiefmaul, Kraushaar, Dünnebein, Ellenlang u.) zermürbten ihre gute Kraft in unaufhörlichen inneren Fehden; den meisten deutschen Kaisern wurde es nicht schwer, die Anerkennung der Oberhoheit des Reichs, ja die Zahlung von Tribut von Polen zu erzwingen, Friedrich I. drang auf einem Siegeszug sogar bis Posen vor. Die äußeren polnischen „Provinzen“, Pommern und Schlesien, vermochten sich zeitweise ganz dem polnischen Machtbereich zu entziehen; um 1200 ist Ostpommern von der Oberhoheit Polens so gut wie frei, der vornehmste der zahlreichen pommerschen Kleinfürsten, Sambor zu Danzig, nannte sich urkundlich bereits Fürst der Pommern.

Die durch die inneren Kriege und die Mongolenstürme bewirkte Entvölkerung des Landes begünstigte im 13. Jahrhundert auch in den eigentlichen polnischen Landesteilen die Einwanderung der Deutschen. Auch hier kamen sie, wie in Schlesien, in geschlossenen Scharen und gründeten — gegen Verbürgung ihrer persönlichen Freiheit, des Erbrechts an Grund und Boden und der Steuerfreiheit während der ersten Jahre — Niederlassungen nach dem aus der Heimat mitgebrachten Gemeinderecht. Trotz der vielfachen Fehden mit der deutschen Kaisergewalt förderten Fürsten, Klerus und Adel diese Einwanderung, da ihre vorteilhaften Wirkungen augenfällig waren, Handel und Gewerbe einen großen Aufschwung nahmen; auch die polnischen Städte bemühten sich, deutsche Einwohner heranzuziehen und durch Einführung deutscher Gemeindeverfassung größere Selbständigkeit zu gewinnen.

Der entscheidende Wendepunkt — den Zeitgenossen als solcher freilich nicht erkennbar — in den deutsch-polnischen Beziehungen ist das Herbeirufen des deutschen Ordens durch den von

den heidnischen Preußen hart bedrängten Herzog Konrad von Kujawien und Masowien. Naturgemäß hat sich die Wandlung nicht plötzlich, sondern ganz allmählich vollzogen, entsprechend dem Auf- und Ausbau des Ordensstaats, dessen stetig wachsende Macht schließlich nicht nur zu einer dauernden Bedrohung für die Polen wurde, sondern auch zu einer unmittelbaren Schädigung ihrer Lebensinteressen, ihrer Aussichten auf Machterweiterung und wirtschaftlichen Aufschwung: durch die Besitzergreifung des früher unter polnischer Herrschaft stehenden Ostpreußen hatte der Orden den Polen die letzte Möglichkeit abgeschnitten, die See zu gewinnen. Im großen und auf fast zwei Jahrhunderte verteilt wiederholt sich mit den Polen, was der deutsche Orden in den ersten Zeiten des Wirkens in Preußen im Verlauf ebenso vieler Jahrzehnte mit dem tapferen Pommernherzog Swantopolk erlebt hatte: frühzeitig hatte dieser scharfblickende Slawenfürst erkannt, daß er seiner Herrschaft nicht sicher sei, solange er den deutschen Orden zum Nachbarn habe; denn daß dieser sich mit seinen Eroberungsgelüsten nicht auf das rechte Weichselufer beschränken werde, sondern den Vollbesitz der wichtigen Wasserstraße erstrebte, konnte schon sehr bald nicht zweifelhaft sein. Hier wie später bei den Polen wandelte sich das freundschaftliche Vertrauen zu dem Orden langsam in Mißtrauen, das, gemischt mit Neid, allerlei Reibungen zeitigte; wurden sie zunächst auch immer wieder beigelegt, so mehrten sie sich doch mit der Zeit, führten zu dauernder Spannung, dann versteckter und schließlich offener Feindschaft.

Unter allen Umständen verfehlt ist aber die Annahme bewußter nationaler Gegensätze zwischen dem Orden und Polen während des 13. Jahrhunderts, ja auch nur eines dauernd feindseligen Verhältnisses zwischen dem Orden und Herzog Konrad von Masowien. Es ist von polnischer Seite so dargestellt worden, als habe der Orden den Polenfürsten in der unerhörtesten Weise hintergangen und geschädigt; Konrad habe ihn herbeigerufen keineswegs zum Schutz gegen die Preußen, sondern um sich mit seiner Hilfe „ein mächtiges Reich zu gründen“. Statt ihm zu helfen, habe ihn der Orden um mehrere Provinzen betrogen und die Neueroberungen widerrechtlich für sich behalten; die sämtlichen Besitzansprüche, die der Orden im Verlauf seiner Verhandlungen mit Polen erhoben und durchgesetzt habe, seien auf gefälschte Urkunden gegründet, nicht weniger als acht Urkunden werden mit Sicherheit als vom Orden selbst gefälscht bezeichnet, von den verdächtigen oder von Andern gefälschten zu schweigen. In ohnmächtigem Zorn habe Konrad alle diese Vergewaltigungen über sich ergehen lassen

müssen.*) — Das alles ist schwer zu glauben — nicht weil dem Orden derartige Fälschungen nicht zuzutrauen wären, sein Gewissen war in dieser Beziehung weit — aber das Gelingen jener auffallend gehäuften intriganten Maßnahmen gegen Konrad setzt einen ganz unwahrscheinlichen Grad von Dummheit und Schwäche bei diesem Fürsten voraus, der schlecht zu den „weitgehenden Plänen und Absichten“, die er mit der Berufung des deutschen Ordens verbunden haben soll, stimmen will. Man müßte außerdem doch annehmen, Konrad wäre nach all den Niederträchtigkeiten, die er seitens des Ordens erfahren, sein Todfeind geworden und hätte die erste Gelegenheit benutzt, sich des ungetreuen Haushalters — nur als solcher erscheint der Orden in jener Darstellung — zu entledigen. An derartigen Gelegenheiten fehlte es doch nicht, mehr als einmal war der Orden noch zu Lebzeiten Konrads — er starb erst 1247 — durch die Kriege mit Swantopolk und den ersten großen elfjährigen Preußenaufstand am Rand des Verderbens. Niemals aber verläutet etwas davon, daß Konrad die Feinde des Ordens auch nur begünstigt hätte; im Gegenteil: er sowohl wie seine beiden Söhne Kasimir von Kujawien und Semowit von Masowien gehörten dauernd zu den treuen Verbündeten des Ordens; ebenso die Großpolen. In den Reibungen zwischen den Polenfürsten und dem Orden, an denen es nicht gefehlt hat, können nicht die äußeren Merkmale einer tief begründeten Feindschaft gesehen werden, sondern nur die natürlichen Folgen des damals allgemeinen Mangels an sicheren rechtlichen Grundlagen der Beziehungen der Völker, Staaten und Landesherren untereinander. Die Streitobjekte waren, wie überall, wirtschaftliche Gerechtfame und Landbesitz: 1235 gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Orden und Herzog Konrad über das Erbrecht an dem Besitz des Ritterordens von Dobrzin, der einst von Konrad gegründet war und jetzt in den deutschen Orden aufgenommen wurde; um die Mitte des Jahrhunderts führte ein heftiger Zollkrieg zwischen dem Orden und den Großpolen sogar zu mehrjährigen beiderseitigen Handelsverboten; Territorialstreitigkeiten gab es um die Landschaften Lössau, Galindien und Sudauen.

Folgenschwere Bedeutung darf aber all diesem Hader nicht beigemessen werden; selbst in ihrer Gesamtheit hätten diese meist durch Schiedsrichter beigelegten Reibungen niemals solch tiefwurzelnden Haß erzeugen können, wie ihn die späteren Kämpfe auf Leben und Tod zur Voraussetzung haben. Wie wenig Erbitterung bei den Polen noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts

*) W. v. Ketrzynski, „Der deutsche Orden und Konrad von Masowien 1225—1235“. Lemberg 1904.

vorhanden war, zeigt ihre ordensfreundliche Haltung während des zweiten großen Preußenaufstandes 1260—1274, der den Orden in die äußerste Bedrängnis brachte. Der Einwand, die Preußen seien der gefährlichere Feind gewesen, und die ordensfreundliche Politik der Polen sei aus der Not geboren worden, ist nicht stichhaltig, denn in ihren erbitterten Erbfehden haben polnische Teilsürsten häufig genug mit Preußen und Littauern gemeinsame Sache gemacht und sie zu Einfällen in die Gebiete feindlicher Vettern veranlaßt.

II. Kriegsgründe.

(Das Jahrhundert vor dem Krieg.)

Von einer wirklichen Feindschaft zwischen dem Orden und Polen kann erst seit Beginn des 14. Jahrhunderts gesprochen werden: die Besiznahme Ostpommerns durch den deutschen Orden im Jahre 1309 ist von den Polen nie überwunden worden; sie konnte sich auf kein anderes Recht stützen als das der Eroberung; während des ganzen Jahrhunderts haben die Polen nicht aufgehört, Einspruch gegen den Gewaltakt des Ordens zu erheben und sich als die eigentlichen Erben und Herren Pommerns zu bezeichnen; bereits 1327 führte die aus diesem Streit erwachsende und stetig steigende Erbitterung zu einem langen blutigen Krieg.

Schon bald nach dem Eintritt in den Preußenkampf hatte die zielbewußte Politik des tatkräftigen Begründers des Ordensstaats, Hermann Balke, teils gewaltsam, teils durch Schenkung einige Stützpunkte auf dem linken Weichselufer in den Besitz der deutschen Ritter zu bringen gewußt. Noch besseren Erfolg hatte der Orden während der Regierung des letzten Pommernherzogs Mestwin II., indem damals die Erwerbung des ganzen Landes Mewe (zwischen Mewe und Stargard) gelang (1276). Die größten Vorteile hatte man dabei immer aus der Rolle des „Vermittlers“ zwischen den verfeindeten Pommernfürsten gezogen, und auch als nach dem Tode Mestwins (1294) der Streit um das herrenlose Ostpommern ausbrach, war es wieder die Vermittlertätigkeit, die dem Orden zunächst die erwünschte Gelegenheit zur Einmischung in die pommerschen Angelegenheiten bot und dann durch geschicktes, im richtigen Augenblick in brutale Gewalt umschlagendes Operieren den ersehnten Besitz

des Landes brachte; er machte ihn zum unbeschränkten Herrn der Weichsel und gewährleistete die wichtige Verbindung mit dem Reich. Die drei eigentlichen Prätendenten, der Herzog von Großpolen, der askanische Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Böhmenkönig gingen leer aus. Eine wesentliche Hilfe war dem Orden die Gunst der Umstände: die mehrfach an die verschiedensten Persönlichkeiten erfolgte Verleihung des Erbrechts an Pommern seitens des schenkungsfreudigen Meßwin, vor allem aber der gegen 1300 einmal wieder trostlos verfallene Zustand der Erbfolgestreitigkeiten in Polen, der schließlich sogar zum Herbeirufen der Fremden, der Böhmen, geführt hatte.

Daß der Orden, wie bei allen seinen Gewalttätigkeiten, auch hier den Schein des Rechts zu wahren suchte und 1309 mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg einen feierlichen Kaufvertrag abschloß, konnte den Polen die Schmerzen des Verlusts nicht lindern, und während der nächsten eineinhalb Jahrhunderte bildet Ostpommern den äußeren Brennpunkt — der innere war die bedrohliche Machtstellung des Ritterstaats überhaupt — der Beziehungen zwischen Orden und Polen; und mit ihnen verweben sich im weiteren Verlauf der Ereignisse immer enger die anderen politisch wichtigen Beziehungen des Ordens: die zu Littauen und zu den innerstaatlichen Gewalten: Geistlichkeit, Landständen und Städten. Der nach dem Scheitern aller Vermittlungsversuche 1327 ausbrechende Krieg weist bei der Gegnerschaft des Ordens in den Reimen schon alle die Faktoren auf, die wir rund 100 bis 150 Jahre später — zu kräftigen Trieben emporgeschossen — vereint am Werke finden, die Lebensäfte der Ordensmacht langsam zu zerlegen: das aus dem traurigen Schwächezustand der Erbteilungs-wirren zu staatlicher Geschlossenheit und äußerer Machtentfaltung aufstrebende P O L E N (Wladislaw Lokietek 1306—1333, seit 1320 König); mit ihm verbündet das gerade jetzt durch den tatkräftigen Fürsten Gedimin (seit 1317) vollständig geeinigte und in die Reihe der östlichen Großmächte eingeführte Littauen; die von jeher der staatenbildenden Kraft und der Abgabensfreiheit des Ordens feindlich gesinnte Kurie, die auch in der pommerschen Streitfrage mit allen Mitteln gegen ihn agitierte; die aus dem steigenden Selbstgefühl erwachsenden Selbstständigkeitsbestrebungen der Städte, die bereits Ende des 13. Jahrhunderts zu Zerwürfnissen mit Riga, Anfang des 14. zu seiner offenen Empörung führten, — erst 1330 konnte es schließlich vollständig unterworfen werden.

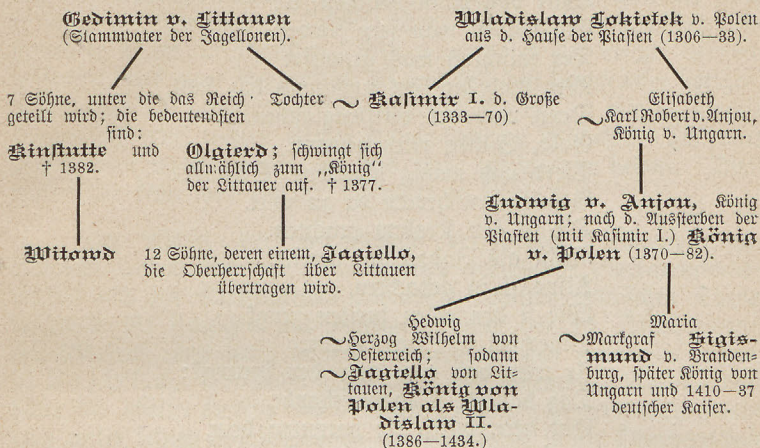
Das sind die Mächte, die von nun an nicht wieder aus den politischen Beziehungen des Ordens schwinden, die ständig, wenn auch nicht immer mit gleicher Kraft, mit wechselndem Erfolg tätig

sind, auf Kosten der Ordensgewalt den eigenen Machtbereich zu erweitern; im endlosen Kampf mit ihnen hat der Orden seine Kräfte aufgerieben. Wenn es ihnen im 13. Jahrhundert und speziell in dem 1327 ausbrechenden langwierigen Krieg noch nicht gelang, den Orden zu bewältigen, so lag das an seiner Ueberlegenheit an Geldmitteln und an dem Uebergewicht, das die Einheitlichkeit des Oberbefehls verlieh: die Gegner kamen fast nie zu gemeinsamem Handeln. Fast unausgesetzt blieb der nur durch die Herzöge von Masowien und Breslau unterstützte Orden — das Bündnis mit dem Böhmenkönig war faktisch wertlos — im Vorteil, trotzdem sich drei der mächtigsten Reiche des Ostens, Polen, Littauen und Ungarn, gegen ihn vereinigt hatten, trotz gleichzeitiger heftiger innerer Kämpfe gegen den Rigaschen Erzbischof und die Stadt Riga, trotz des von der Kurie gegen die Ordenslande geschleuderten Bannstrahls. Im Frieden von Kalisch 1343 behielt der Orden alle seine älteren (ehemals polnischen) Besitzungen (Pommern, Kulmerland, Michelau) und gab nur die Eroberungen des letzten Krieges heraus. Aber die Polen dachten nicht daran, mit diesem Frieden endgiltig auf jene Besitzungen zu verzichten: König Kasimir nannte sich nach wie vor Herzog von Pommern und verpflichtete sich 1348 in einem Bündnis mit Karl IV., König von Böhmen und römischem Kaiser, ihm gegen alle Feinde Hilfe zu leisten, sobald er nur dem deutschen Orden und den wittelsbachschen Markgrafen von Brandenburg alle den Polen entrissenen Lande wieder abgenommen habe. Derselbe Kasimir (1333—70) beförderte eifrig die deutsche Einwanderung, — Beweis genug, daß jene Zeit noch nichts von nationalem Gegensatz zwischen Deutschen und Polen wußte; und der König handelte dabei offenbar nicht gegen die allgemeinen Auffassungen und namentlich die gewichtigen Stimmen der Großen des Landes, sondern in ihrem Einverständnis: gerade seine Verdienste um die Hebung der Landeskultur, die in polnischen Landen allezeit im genauen Verhältnis zur deutschen Einwanderung gestanden hat, haben neben der Verbesserung der Landesverwaltung dem König Kasimir den Beinamen des „Großen“ eingetragen.

Wenn er trotz seiner Begehrlichkeit nach den ehemals polnischen Ordensbesitzungen keinen neuen Kampf begann, so lag das daran, daß er auf die Hilfe des auch dem Orden freundlich gesinnten Böhmenkönigs nicht rechnen konnte, und daß die unter Gedimins streitbaren Söhne Algierd und Rinstutte mit erneuter Wut entbrannten Littauerkämpfe alle Kräfte der christlichen Reiche des Ostens in Anspruch nahmen.

Eine entscheidende Wendung in den Beziehungen des Ordens zu Polen und Littauen brachte die unvorhergesehene Vereinigung

der beiden Länder in einer Hand. Wie sie möglich wurde, veranschaulicht am besten die Stammtafel der in Betracht kommenden Herrscherhäuser:



1384 wurde die ihrem Gemahl heimlich entführte 15jährige Hedwig in Krakau zur Königin von Polen gekrönt und ihre Hand Jagiello angeboten, unter der Bedingung, daß er römischer Christ würde. Im Februar 1385 erfolgte seine Taufe und die Verheiratung mit Hedwig, im März die Krönung zum König von Polen.*)

Der gleichzeitig schreibende Dichter Peter Suchenwirt läßt sich über den Bruch dieser Ehe durch die polnischen Großen und Jagiello folgendermaßen aus:

„In Krakauerlant
 Viel untrew wart erchoren.
 Ein herzog Wilhelm ist genant,
 Zu Osterreich geporen,
 Des jugent und vil werder leib
 Beratnûß tet vil ande:

*) Herzog Wilhelm war 1370 geboren, Hedwig 1371. 1375 wurden sie miteinander verlobt, 1380 verheiratet. Eine Urkunde König Ludwigs von 1378 besagt: er habe mit Herzog Leopold von Oesterreich betr. seiner Tochter Hedwig und Wilhelms, Leopolds ältesten Sohnes, einen Ehekontrakt geschlossen; letzterer habe auf die 200 000 Gulden Mitgift dieselbe Summe als Wiederlage zu leisten. Diese Vereinbarung wird am 11. Februar 1380 wiederholt, mit dem Hinzufügen, die Verbindung sei gesetzmäßig mit allen erforderlichen kirchlichen Feierlichkeiten vollzogen worden, das Weillager habe in der folgenden Nacht stattgefunden, und sobald Hedwig das 12. Lebensjahr erreicht habe, solle dauernde eheliche Gemeinschaft des Paares eintreten.

Der mußt lazzen dort sein weib
 Zu Krakaw in dem lande,
 Wenn er mit falsches gutes hab
 Wart von dann verschauffet;
 Ein heiden man sein frawen gab,
 Der falschlich was getauffet
 Mer umb die leut und umb daz lant,
 Denn umb den christenglauben.
 Gold, Silber, reich gewant,
 Pferd und manig schawben (Schaube)
 Gab er den herren da zu miet,
 Die in gen Krakaw prachten.
 Recht als Judas got verriet,
 Alsus si in gedachten,
 Wie si den edlen fursten jung
 Praechten von dem lande.
 Ir trew von eren nam den sprungf;
 Daz dauchte si chain schande.
 Got herr, durch die parmung dein,
 La sein darumb verderben
 All, die daran schuldig sein,
 Daz si mit laster sterben." —

Die ältere Hochmeisterchronik erzählt: „Gar erbarlich wurden hertzog Wilhelm und Hedewig zu sampen zcu Krakaw uff dem hawtze geleet, und hatten sich in fleischlicher liebe mittenander so lip, das der hertzog vil dorumme gestroffet wart, das her in der jogunt (Jugend) seyn weib so fere libete. Dorobir dy vorstuckten Polan erwelten einen wilden heiden, Sagel genant, eynen vorechter der cristenheit, zcu eynem konige, und taten hertzoge Wilhelme so vil smaheit, das her awßz dem reiche muße entrynnen. Dorumme so reit her Konrad von Czirnaw seyn hofemeister zcu allen cristen konigen und hern und clachete en, das eyn sulch gros unrecht dem erbarn fursten gescheen were. Duch großen jamer stalte dy Hedewig noch en.

In eynem vorblenten mute dy bischoffe und prelaten zcu Polan achten nicht keyner schrifft noch rechtis, sunder um gobe willen liffen sy dem selben heiden Sageln dy Hedewig trewen vor eyn elich weib. . . .

Gar eyn schone weib von gestalt und an czucht was dy Hedewig, also das umb iren willen des koniges hoff vil besuches hatte. Doch keyne herschafft noch freude smaecte ir, so das sy nymande zcu behegelichkeit frowde beweifete. Geringe cleider trug sy an, und ging vorhöllit mit irem antlitze. Alles das ir Sagel

zcu gutte tat, das war ir eyne peyn, wen das sy em ho muste gehorsam seyn als eyn betwungen weib. Bil jar as sy uff irem gemache uff eyner laden und sas uff der erden. Mancherley heymlich krig was czwuschyn ir und Jagel. Duch stetis, wen her noch ir sante zcu seynem bette, addir (oder) her ging zcu irem bette, so beweifete sy em io unwillen. Bil wart sy in der beichte dorumb gestroffet, das nam sy czornlich uff und his den beichtevater sweigen. Mancherley list irdochte sye und ander leuthe mit ir, wie sy mochte komen zcu erem rechten elichen manne hertzog Wilhelm. Do wart manch man umbe getottit, der das warp czwuchen en beiden. Doch wolde her feyn weib nemen, dy weile sy lebete."

Der Mann, der im Verlauf der heftigen Kämpfe gegen Littauen, der Wirren im Innern dieses kraftvollen Barbarenstaatswesens und der Streitigkeiten um den verwaisteten polnischen Thron während der siebziger und achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts sich langsam, aber stetig in den Vordergrund des Interesses schiebt, ist Jagiello, der Sohn Dgierds; eine bedeutende Natur, sonst hätte der oberste Herzog von Littauen, „König“ Dgierd, nicht gerade ihn unter seinen zwölf Söhnen zur Nachfolge in der Oberherrschaft bestimmt, sonst hätte er nicht trotz seiner Jugend bei seinem mächtigen Oheim Kinstutte so bereitwillige Anerkennung gefunden. Wenn dieser trotzdem schließlich in Kämpfe mit Jagiello verwickelt wurde, so lag das an dessen ehrgeizigen Plänen, die ihn dem Oheim nach dem Leben trachten ließen. Das ganze Gebaren Jagiellos zeigt vom ersten Augenblick seines Auftretens eine außerordentliche Zielbewußtheit, seine Maßnahmen jene in der Geschichte häufig von Erfolg begleitete Mischung von klug wägender Besonnenheit, ja Zurückhaltung, und Entschlossenheit, — je nach dem Gebot der Lage. Es ist nicht, — oder doch nur wieder als die Folge tendenziöser Chronistenunfugs erklärlich, daß auch neuere Forscher den Begründer des polnischen Herrscherhauses der Jagellonen als einen unfähigen Schwächling darstellen konnten. Man vergegenwärtige sich die Laufbahn dieses Littauerprinzen: die Behauptung der Oberherrschaft über einen großen Barbarenstaat gegen mächtige Nebenbuhler, der Gewinn der Krone eines in machtvollem Aufstreben begriffenen christlichen Reiches, seine bedeutende Vergrößerung durch Eroberungen nach Süden und Osten hin, die Zerschmetterung der Streitkräfte der stärksten mittelalterlichen Militärmacht und ihre durch Jahrzehnte planvoll weiter betriebene Schwächung, — das alles setzt — auch wenn man der Günst der Umstände noch so viel Anteil an den Erfolgen zubilligt — eine das Gewöhnliche weit überragende Persönlichkeit voraus. Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.

Die Persönlichkeit, die uns nächst Wladislaw-Jagiello am meisten interessiert, ist sein Vetter Witowd, der Sohn Kinstuttes. Seiner Gegnerschaft gegen Jagiello verdankte es der Orden, daß die 1386 zur Tatsache gewordene Vereinigung der Reiche Polen und Littauen zunächst noch nicht unmittelbar bedrohlich für ihn wurde. Aus all den Mißhelligkeiten, Reibungen und Zerrwürfnissen und ihrer Beilegung, aus der fortgesetzten Veränderung der Parteien-gruppierung in der Folgezeit, aus dem Wirrwarr von Vereinbarungen, Verträgen und Bündnissen zwischen den drei Kontrahenten, Orden, Witowd, Jagiello, meist aber zwischen zweien derselben gegen den dritten, geht betreffs Witowds eins hervor: Was er eigentlich bezweckt, weiß man nie, — nur soviel kann man jedesmal als sicher annehmen, daß er eine der Parteien, mit denen er in Verhandlungen tritt, betrügen will, nicht selten auch beide. Sein eigentliches Ziel, dem alle die Ränke dienten, scheint nichts Geringeres gewesen zu sein, als seine beiden, ihm in gleichem Maße verhassten Gegner, den Orden und Jagiello zu verderben, einen durch den andern. Die weitere Entwicklung der Ereignisse wird Beweise dafür erbringen. Vielleicht hätten die ungewöhnlichen Verstandes-fähigkeiten und die Tatkraft Witowds ausgereicht, so Großes durchzuführen, hinderlich mußte ihm dabei sein maßlos heftiges Temperament werden, scheitern mußten die ehrgeizigen Pläne an der Unzulänglichkeit der Mittel. Jedenfalls ist Witowd eine außerordentlich interessante Persönlichkeit, ein Barbaren genie vom Schlage Peters des Großen, unruhig, hitzig, tückisch, hart und von jener verblüffenden Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, wie sie nur Göttern und Barbarenfürsten eigen ist.

Die durch Krönung des littauischen Großfürsten Jagiello zum polnischen König Wladislaw II. geschaffene allgemeine Lage war folgende:

Zunächst waren Polen und Littauen durchaus noch nicht ein Reich: Jagiello hatte sich zwar den Titel eines „obersten Fürsten“ der Littauer vorbehalten, die Gewalt über sie wirklich in Händen hatte aber nicht er, auch nicht sein von ihm zum Großfürsten von Littauen ernannter Bruder Skirgiello, sondern Witowd. Was diesen gegen seinen Vetter Jagiello aufs äußerste erbittern mußte, war dessen geflißentliches Bestreben, ihn in den Hintergrund zu drängen und ihm sein väterliches Erbe vorzuenthalten; was ihn immer wieder zum Anschluß an Jagiello trieb, war der Wunsch, das von Jagiello im Oktober 1382 an den Orden abgetretene westliche Samogitien (Samaiten) wiederzugewinnen*); das war ohne

*) Jagiello hatte sich zu dieser Abtretung, mit der die gegenseitige Zusicherung vierjähriger Friedens verbunden war, verstanden, um die

Hilfe Polens nicht möglich. Das Bestreben des Ordens mußte darauf gerichtet sein, die Spannung zwischen Wladislaw-Jagiello und Witowd zu erhalten und zu nutzen. Wladislaw aber erkannte sehr bald, daß ihm die Freundschaft des tatkräftigen Betters mehr Vorteil bringen konnte als seine Unterdrückung und suchte ihn mit allen Mitteln an sich zu fesseln. —

In ein ganz neues Stadium war das Verhältnis zwischen dem Orden und Litauen durch den Uebertritt der Littauerfürsten zum Christentum eingetreten. Jagiello war bei seiner Krönung zum König von Polen, und Witowd sogar zweimal, einmal griechisch und das zweitemal römisch getauft worden. Nominell war jetzt auch das ganze Volk der Littauer christlich; vermutlich nicht aus Glaubenseifer, sondern im Bewußtsein, damit den Orden empfindlich zu schädigen, war Jagiello bald nach seiner Krönung, begleitet von zwei polnischen Bischöfen und vielen Franziskanern, feierlich durch das Land gezogen und hatte die Masse des Volks durch Geschenke, Ueberredung und Strafrohungen zur Taufe gebracht. Damit war das Aushängeschild des Ordens zerschlagen. Zwar erlosch die Sucht nach der Teilnahme an dem ehrenvollen Abenteuer einer „Littauerreise“ bei Fürsten und Edlen aller europäischen Länder nicht sofort (nach 1391 kam Heinrich Graf von Derby, der spätere König Heinrich IV. von England, mit 300 Mann nach Preußen zu einer Sommerreise, desgl. Markgraf Friedrich der Streitbare von Meissen, der spätere Kurfürst von Sachsen, und viele Edle aus Frankreich), — aber doch macht sich allmählich eine stetig wachsende Mißstimmung gegen die sinnlosen Verwüstungszüge bemerkbar, die schließlich sogar zu bestimmt ausgesprochenen Verboten durch Kaiser und Papst führte. —

Die alte Feindschaft zwischen dem Orden und Polen erhielt dadurch neue Nahrung, daß der Orden hartnäckig den Weg weiter verfolgte, der bereits den Grund zu jener Feindschaft gelegt hatte (Erwerbung Ostpommerns 1309) und durch immer neue Erwerbungen im Westen eine sichere Verbindung mit dem Reich erstrebte; eine Politik, die namentlich im Hinblick auf die wenig ordensfreundliche Gesinnung des raub- und fehdelustigen westpommerschen Adels für den Orden durchaus geboten war, das aufstrebende Polen aber, das nach jener Seite hin ebenfalls starke Besitzinteressen hatte, immer aufs neue reizen mußte.

Das sind die Hauptgesichtspunkte, die das Verhältnis der drei Mächte: Orden, Polen, Litauen, zu einander charakterisieren;

Hände für die polnischen Thronreitigkeiten freizubekommen. Der Orden erreichte durch diesen Landzuwachs die ersehnte Verbindung zwischen Preußen und Kurland.



ihnen sind alle die im bunten Wechselspiel sich folgenden und untereinander verflechtenden politischen Ereignisse der nächsten zwei Jahrzehnte einzuordnen. Einfluß auf diese Ereignisse hatten auch noch einige nur mittelbar interessierte und doch häufig ausschlaggebende Bedeutung gewinnende Machtfaktoren: die polnische Königin Hedwig, der polnische Adel, die Kurie und die römisch-deutsche Kaisergewalt, die seit 1347 in den Händen der böhmischen Luxemburger lag; seit 1373 waren sie Besitzer der Mark Brandenburg; außer ihren Erblanden Böhmen und Luxemburg gehörten ihnen noch Schlesien, Mähren, die Lausitz und Ungarn (König Sigismund). Dadurch berührten sich ihre Interessensphären an mehreren Stellen mit denen des Ordens und der Polen. Die Königin Hedwig hatte auf die Leitung der auswärtigen Beziehungen Polens erheblichen Einfluß und war, wie ihr Vater Ludwig von Ungarn, dem Orden freundlich gesinnt; ein nur wenig später schreibender Chronist legt ihr die Worte in den Mund: „Dieweil wir leben, darf sich der Orden nicht besorgen, aber wenn wir tot sind, so habt ihr gewißlich den Krieg.“ Ihr entgegen arbeitete eine starke Kriegspartei des polnischen Adels, deren Ziel die Zurückgewinnung der angeblich polnischen Gebiete vom deutschen Orden war. Sie war bei der Abhängigkeit des neuen Königs von dem guten Willen der Großen von außerordentlicher Bedeutung.

Nur wenig von Nutzen konnten dem Orden die Vermittlungsversuche der Kurie sein, die doch im wesentlichen darauf abzielten, sich die Entscheidung des Streites in die Hände zu spielen. Auch daß die höchste weltliche Obrigkeit, Kaiser Wenzel, die Partei des Ordens nahm und den Polenkönig ermahnte, die Rechte der Ritter nicht zu schmälern, hatte tatsächlich nicht viel zu bedeuten.

Wie bei allen Konflikten zwischen Staaten war das, was das stetig weiterglimmende Feuer der Feindschaft zwischen dem Orden und Polen immer wieder zum Aufflackern brachte und schließlich in hellem Brand auflodern ließ, eine Reihe von manchmal recht wenig erheblichen Reibereien. Eine kurze Uebersicht über die in den letzten drei Jahrzehnten vor dem Krieg auftretenden Streitpunkte belehrt am besten darüber, bis zu welchem Grade die Empfindlichkeit und Gehässigkeit auf beiden Seiten bereits gestiegen war und daß der Ausbruch des Krieges nur eine Frage der Zeit sein konnte. Sie ist auch vielleicht geeignet, zur Prüfung der gerade in neuerer Zeit wieder in den Vordergrund des Interesses gerückten Frage anzuregen, ob es möglich ist, staatliche Konflikte durch Schiedsgerichte zu lösen. Bei allen Streitigkeiten zwischen dem Orden und Polen, wie überhaupt das ganze Mittelalter hindurch, sind Schiedsgerichte an der Arbeit; doch sie führt nur bei Zwistigkeiten von unter-

geordneter Bedeutung zum Ziel, in wirklichen Lebensfragen der Staaten verfaßt sie regelmäßig. Man stelle sich den — an sich schon absurden — Fall vor, einem Schiedsgericht sei es wirklich gelungen, den Orden zur Herausgabe des zu Unrecht in Besitz genommenen Pommern zu bewegen, — die sichere Folge wären doch weitere Forderungen der Polen gewesen. Es ist ja doch nur selten das Streitobjekt selbst, um das es sich im Grunde bei staatlichen Differenzen handelt, meist sind die zum Kampf drängenden Regungen doch psychischer Natur, Neid gegen das mächtige Aufstreben des Nachbarn, — seine Stärke ist an sich schon eine Beleidigung, eine Verhöhnung der eigenen Schwäche, eine Herausforderung, — und Angst, die stetig wächst und sich oft genug zur Panik steigert. Was sollen bei solchen inneren Konflikten, die mehr in das Gebiet der Psychopathie gehören, denn in das des Staatsrechts, Schiedsgerichte? Was will man mit den Grundsätzen der bürgerlichen Rechtsprechung in der Entwicklungsgeschichte der Völker und Staaten, die nur ein Recht kennt, das des Stärkeren? Nur Mangel an historischer Erziehung des Urteilsvermögens und das Uebersehen der Tatsache, daß der Wunsch nach dem Aufhören des Kriegs in seinen letzten Konsequenzen den Wunsch nach dem Aufhören alles Lebens in sich schließt, können solche utopische Weltverbesserungsprojekte zu Wege bringen.

Uebersicht über die in den letzten drei Jahrzehnten vor dem Krieg auftretenden Streitpunkte.

- 1382 Großfürst Jagiello von Littauen tritt das westliche Samaiten an den Orden ab, um die Hände für die polnischen Thronstreitigkeiten frei zu bekommen.
- 1383 Der Orden unterstützt Witowd bei der Rückeroberung seines väterlichen Erbes gegen Jagiello.
- 1384 Nachdem sich Witowd zuerst durch neue Landabtretungen dem Orden dankbar erwiesen hatte, schließt er sich an Jagiello an, mit dem zusammen er die Memelburgen des Ordens (die Georgsburg, Marienburg und Marienwerder [bei Kowno]) erstürmt und zerstört. Doch kommt Witowd dadurch nicht zu dem erhofften Ziel und muß sich, statt seine Erblande zu erhalten, mit einem entlegenen Gebiet am oberen Narew und am Bug begnügen.
- 1386 Krönung Jagiellos zum König von Polen. Er behält sich den Titel eines „obersten Fürsten“ der Littauer selbst vor; zum Großfürsten ernennt er nicht Witowd, sondern seinen eigenen Bruder Skirgiello.

Der Orden schließt seine ersten weitgehenden Soldverträge mit zwei Herzögen von Stettin, zwei Herzögen von Wolgast und vielen pommerschen Edlen (Wedel, Bonin, Rameke ꝛ.) ab.

- 1387/89 Kämpfe des Ordens gegen Witowd und die Littauer; Zwistigkeiten zwischen dem Orden und den Herzögen und einigen Edlen von Pommern, die Jagiello benutzt, um sie auf seine Seite zu ziehen. Da der Handel unter der unsicheren politischen Lage stark leidet, neue Verhandlungen zwischen dem Orden und Polen. Sie scheitern an dem Aufrechterhalten der Ansprüche auf Littauen seitens des Ordens.
- 1390 Der bei einem erneuten Versuch, seine Erblande zu erobern, unterlegene Witowd wendet sich wieder dem Hochmeister*) zu und erneuert mit ihm den alten Vertrag. Das bringt ihm jedoch nur Nachteile: ein vom Orden für ihn und mit ihm unternommener Kriegszug bleibt erfolglos, der Polenkönig und sein Bruder Sfirgiello nehmen Witowd jetzt das ihm seinerzeit verliehene südlittauische Gebiet gänzlich ab, so daß er zu den befreundeten Samaiten fliehen muß.

Die vom August 1390 bis März 1391 waltende statthalterliche Ordensregierung sucht, da sie die Verantwortung für wichtige Schritte scheut, die Sache hinzuziehen und durch ihr verpflichtete polnische Große und mittels eines heimlichen Briefwechsels mit der Königin Hedwig auf den Polenkönig einzuwirken.

- 1391 Gleich nach der Wahl Konrads von Wallenrodt scheinen sich freundlichere Beziehungen anbahnen zu wollen, als der Hochmeister einen Schritt tut, der zu neuen Verwicklungen und sogar zu einem kurzen Kampf führt: Was die Polen immer am meisten gereizt hätte, waren die Gebiets Erweiterungen des Ordens nach Westen hin: Schon 1384 hatte er Haus, Stadt und Land Schievelbein dem verschuldeten Hans von Wedel, dem Verweser der Neumark, abgekauft und einen Ordensvogt dort eingesetzt, auch mehrere andere kleinere Gebiete nach Pommern und der Neumark zu durch Kauf und Pfandschaft an sich gebracht. Von den Marken von Brandenburg selbst, wo die luxemburgische Landesregierung mit den Großen im Verpfänden und Verkaufen von Landesteilen wetteiferte, hätte der Orden leicht die Neumark erwerben können; ihr Besitz war bei der Unzuverlässigkeit

*) Konrad Zöllner von Rotenstein 1382—1390. Konrad von Wallenrodt 1391—1393. Konrad von Jungingen 1393—1407. Ulrich von Jungingen 1407—1410.

der Pommernherzöge und der geldbedürftigen, käuflichen und räuberischen pommerschen Ritterschaft für ihn von größter Bedeutung. Wegen der Verwicklungen mit Polen und Pommern aber, die diese Erwerbung mit Sicherheit im Gefolge haben mußte, hatte die Ordensregierung immer noch davon Abstand genommen.

Jetzt aber griff der neue Hochmeister Konrad von Wallenrodt sogar nach einem Besitzerverwerb, der Polen unmittelbar berührte: der schlesische Pfast Herzog Wladislaw von Oppeln, Reichspaladin von Ungarn und seinerzeit Regent König Ludwigs in Polen, verpfändet dem Orden seine an der Drewezmündung gelegene Burg Blottoria mit ihren fünf Dörfern, die er mit dem Land Dobrzin und einem Teil von Kujawien (Snowrazlaw, Bromberg usw.) dereinst von König Ludwig erhalten hatte. Die von dem Polenkönig zur Festhaltung dieses polnischen Gebiets entsandten Truppen werden von einem Ordensheer rasch vertrieben. Wladislaw von Oppeln und die Luxemburger bieten alles auf, den Orden unlösbar an ihre Sache zu knüpfen; das erneute Angebot, die Neumark zu kaufen, wird von dem Hochmeister weder angenommen noch bestimmt abgelehnt.

- 1392 Herzog Wladislaw von Oppeln bietet sein ganzes Land Dobrzin dem Orden zu Kauf oder Pfandschaft an und macht, angeblich im Auftrag aller Luxemburger und des Herzogs von Oesterreich, den Vorschlag, den Polenkönig gemeinsam zu bekriegen und sein Land zu verteilen, da man keinen König von Polen mehr dulden wolle. Auch hierauf gibt der Hochmeister eine unbestimmte, in keiner Weise bindende Antwort: „Käme es dahin, daß unser heiliger Vater das Kreuz (!), und unser Herr, der römische König, das Schwert gegen den König von Polen gäben und wir mit Recht dazu aufgefördert würden, was wir dann von Rechts wegen dazu tun sollten, das wollten wir auch tun nach unserm ganzen Vermögen.“ — Das bereits im tatsächlichen Besitz des Ordens befindliche Land Dobrzin nimmt der Hochmeister in Pfandschaft an und läßt sie sich nicht vom Polenkönig, sondern vom König von Ungarn Sigismund bestätigen. Damit ist der Orden fest mit den ungarischen Interessen verknüpft; fraglich schien es allerdings, ob ihm bei der Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit der rein dynastischen Politik der Luxemburger diese Verbindung Vorteil bringen würde.

Zur gleichen Zeit gelingt es dem Polenkönig, Witowd durch Auslieferung der väterlichen Herrschaft und Verleihung

der Großfürstenwürde auf seine Seite zu ziehen. Zwei Kriegszüge des Ordens gegen Litauen vermögen daran nichts zu ändern. —

Durch Wiederaufleben des alten Streits zwischen dem Landmeister von Livland und dem Erzbischof von Riga erhält der Polenkönig Gelegenheit, in die inneren Zwistigkeiten des Ordens einzugreifen. Der Erzbischof hatte sich, wie an den Kaiser und den Papst, so auch an Wladislaw um Hilfe gewandt, und dieser erklärte sich gern bereit, der Rigaschen Kirche zur Wiedererlangung ihres Besitzes zu verhelfen, wenn der Papst ihn und die litauischen Fürsten dazu ermächtigte. So lag die Entscheidung der Streitfrage in der Hand der Kurie, deren erhabener, bei Schlichtung derartiger Zwistigkeiten obwaltender Gerechtigkeitsinn durch eine Schilderung des Ordensprocurators in hellstes Licht gerückt wird. Er schreibt an den Hochmeister: „Leider ist es im päpstlichen Hofe nun so gewandt, wer da hat und gibt, der behält und gewinnt; also muß der Orden fallen auf einen andern Sinn, sonderlich, daß er sich Freundschaft mache in dem Hofe (es folgen die Namen einflußreicher Personen), sowie bei anderen heimlichen Freunden, die man nicht halten kann ohne Ehrung“; und ein Kardinal hatte ihm gegenüber geäußert: „Der deutsche Orden ist so mächtig und reich und tut doch dem heiligen Vater keine Ehrung; das wundert mich.“ Solchen Winken folgend gelingt es dem Orden bald, die Angelegenheit zu einem für ihn günstigen Ende zu bringen. Seine livländischen Gegner schließen mit Witowd und den Littaunern Verträge ab (1395).

Hatte sich Kaiser Wenzel in der Rigaschen Angelegenheit schon dem Polenkönig geneigter gezeigt als dem deutschen Orden, so nähern sich jenem die Luxemburger überhaupt jetzt mehr und mehr. Sigismund von Ungarn durfte die Polen nicht reizen, da nach dem Tode seiner Gemahlin deren polnische Schwester Hedwig den Titel einer Königin von Ungarn angenommen hatte; sein Bruder, Kaiser Wenzel, schließt sogar zuletzt ein Bündnis mit dem Polenkönig ab und verbietet dem Orden, weitere Kriegszüge gegen die christlichen Littauer zu unternehmen.

- 1396 Herzog Wladislaw von Oppeln bietet immer von neuem dem Orden das Land Dobrzin zum Kauf an. Der Polenkönig besetzt die noch nicht verpfändeten kujawischen Gebiete und bekriegt den Herzog im Einverständnis mit Kaiser Wenzel (dem Böhmenkönig) in seinen schlesischen Erblanden.

- 1397 Zusammenkunft des Hochmeisters mit der polnischen Königin Hedwig in Leslau. Konrad von Sungingen erklärt sich bereit, das Land Dobrzin gegen Erstattung der Pfandsomme an Polen auszuliefern.

Witowd verfolgt trotz seines Anschlusses an König Wladislaw seine eigenen Interessen, erweitert und befestigt die littaunische Macht nach Süden und Osten und strebt offenbar danach, Littauen aus der Verbindung mit Polen zu lösen und selbständig zu machen. Durch die Besetzung von Gebiets- teilen, die der polnischen Königin als Morgengabe ver- schrieben waren, verletzt er die ihm ohnehin wenig freundlich gesinnte Hedwig. Als sie einen jährlichen Zins von jenen Gebieten von Witowd fordert, nimmt er die nie ganz unter- brochene Verbindung mit dem Hochmeister von neuem auf.

- 1398 Vertrag zwischen dem Hochmeister und Witowd gelegentlich einer persönlichen Zusammenkunft auf einer Memelin- sel. Samaiten soll dem Orden verbleiben, das linksseitige obere Memelgebiet zum Großfürstentum gehören. Die wichtigsten russischen Handels- Republiken Pskow und Nowgorod sollen gemeinsam erobert werden, erstere soll dem Orden, letztere dem Großfürsten zufallen.

Aber noch während Witowd seinen Verpflichtungen gegen den Orden nachkommt und ihm in Littauen Hilfe leistet, nähert er sich wieder dem Polenkönig, bei dem er um so freund- licherer Entgegenkommen findet, als die dem Großfürsten abgeneigte Königin Hedwig inzwischen gestorben war.

- 1401 Bündnis zwischen König Wladislaw und Witowd erneuert.

- 1402 Mehrere wenig erfolgreiche Kriegszüge des Ordens nach Littauen.

Scharfe diplomatische Kämpfe zwischen dem Orden und Polen, die sich durch Sendschreiben an die Höfe wie durch Gesandte und Bevollmächtigte gegenseitig die schwersten Be- schuldigungen vorwerfen.

- 1403 Der Polenkönig wirkt beim Papst eine Bulle aus, welche den Rittern weitere Kriegszüge gegen die christlichen Littauner und ihren Fürsten unter Bandrohungen verbietet.

Gleichzeitig aber herrscht ein freundschaftlicher persönlicher Verkehr zwischen dem Hochmeister und dem Polenkönig, die sich Briefe voll freundlicher Gesinnungsäußerungen und Friedensversicherungen schreiben, Geschenke austauschen, ja im Mai 1402 eine freundschaftliche Zusammenkunft haben.

1404 Nach zahlreichen vorbereitenden Verhandlungen Zusammen-treffen aller drei Fürsten bei der Burg Raciaz an der Weichsel (unterhalb Leslaus) und Einigung über folgende Punkte: Das Herzogtum Dobrzin wird gegen Erstattung der Pfandsomme an Polen ausgeliefert, für das Verhältnis Preußens zu Littauen soll der vom König neu bestätigte Vertrag von 1398, für das Verhältnis zwischen Orden und Polen der Friede von Kalisch von 1348 maßgebend sein. Danach liefert Witowd sofort nach seiner Rückkehr Samaiten wieder an den Orden aus.

Schien mit dieser Einigung die Hauptursache des langen, erbitterten, kriegdrohenden Zerrwürnisses beseitigt und die Grundlage für einen dauernden Frieden geschaffen, so haiten sich inzwischen an einer andern Stelle schon wieder die Vorläufer eines neuen Zwists gezeigt, der schließlich den vollen Bruch herbeiführte. Er betraf die Neumark:

Auf die Nachricht, daß der Polenkönig die Neumark zu erwerben gedenke, hatte Hochmeister Konrad von Jungingen nicht mehr zögern zu dürfen geglaubt und 1402 das Land für 63 200 ungarische Gulden von dem Haus Luxemburg gekauft. Die sich aus diesem Handel alsbald entspinneuden Verwicklungen hatten ihren Grund weniger in der — wenigstens nicht offen zur Schau getragenen — Mißstimmung des Polenkönigs darüber, als vielmehr in den ungeordneten Zuständen des Landes selbst. Der zuchtlose, wüstem Raubwesen fröhnende Adel war nicht gewillt, sich der festen, ordnenden Hand der Ordensregierung zu fügen, die bereits mehrere ritterliche Straßenräuber ernstlich zur Verantwortung gezogen hatte. Bald meldete der Ordensvogt der Neumark, unter einer großen Zahl adliger Geschlechter sei eine Verbindung im Werk, die Ordensherrschaft zu stürzen und das Land dem Polenkönig auszuliefern; auch sei die Besetzung des schon länger streitigen Hauses Driesen, das dem Ritter Ulrich von der Ost gehört hatte, durch den polnischen Hauptmann des angrenzenden Bezirks nur Mittel zu dem Zweck, sich der ganzen Neumark zu bemächtigen. Einigte man sich auch zunächst vorläufig über diesen Streitpunkt, so gab es doch bald mancherlei Uebergriffe an der Grenze von beiden Seiten, der polnische Adel, der in der Neumark neue Gebietserwerbungen erhoffte, hegte, und das damals wenigstens äußerlich gute Einvernehmen zwischen dem König und dem Orden machte bald wieder wachsender Verbitterung Platz. Ein Verhandlungstag zu Strassburg im Sommer 1406 verlief ergebnislos, ja,

er brachte noch eine Verschärfung der Lage durch eine Forderung der Polen, ihnen einen — an sich unbedeutenden — Platz an der Drewenz einzuräumen. Es war offensichtlich, daß es ihnen keineswegs ernstlich um ein dauernd freundschaftliches Verhältnis zu dem Orden zu tun war; war ein Streitpunkt beseitigt, so wurde ein neuer hervorgefucht.

Noch ehe alle diese Fragen ihre endgiltige Regelung hatten finden können, starb der Hochmeister Konrad von Jungingen am 30. März 1407.

Während der dreimonatigen Statthaltertschaft verringerte sich die Spannung trotz häufiger gegenseitiger Freundschaftsversicherungen nicht. Auch an Mißverständnissen und falschen Briefauslegungen infolge übergroßer Empfindlichkeit scheint es nicht gefehlt zu haben, denn die Ordensgebietiger machen dem König den Vorschlag, den Briefwechsel künftig deutsch zu führen: „Sint sulche ungenade und reiffunge von ungewonlicher uslegungge der briefe so lenger jo serer wechset, so sal her (der mit der Sendung betraute Komtur) syne allirdurchsuchtikeit bitten, ist is Im behegliche, das her uns vorbas me syne meynunge dutsch geruche zu schreyben, so wellen wir Im czu dutsche weder antwerten, wend wir uns off die behenden latinischen briefe nicht vorsteen noch wissen uns do us czu richten und müssen alle czeit besorgen, das wir in große ungnade und ungunst von unmoglicher uslegungge vallen mochten.“

Auch die Reibereien an den Grenzen der Neumark dauerten fort.

III. Der Ausbruch des Krieges.

Ein Vierteljahr nach dem Tode des Hochmeisters Konrad, am 26. Juni 1407, wurde sein Bruder Ulrich von Jungingen zu seinem Nachfolger gewählt.*)

Diesem tapferen Hochmeister, der bei Tannenberg mit mehr als zweihundert Ritterbrüdern für die Sache seines Ordens einen ehrenvollen Reitertod starb, werden alle Zeiten ein rühmendes An-

*) Ulrich war seit 1387 Kumpan des Ordensmarschalls Konrad von Wallenrodt gewesen und hatte in dessen Stab zahlreiche Kriegszüge nach Littauen mitgemacht. Auch dem Meister Konrad v. W. blieb er ständig zur Seite. 1394 wurde er Vogt des Samlands, 1396 Komtur von Balga, 1404 Ordensmarschall.

denken wahren, aber die Gerechtigkeit erfordert, festzustellen, daß Ulrich sowohl als Staatsmann wie als Feldherr in allen seinen Maßnahmen die zielbewußte Sicherheit und tatkräftige Aktivität vermissen ließ, die diese Krisis im politischen Leben des Ordensstaats forderte.

Es gibt ein Zögern, das aus der Ueberlegenheit stammt; es ist das Abwarten des Raubtiers, das angesichts der Beute seine Begierde meistert, um den rechten Augenblick für den todbringenden Sprung herbeikommen zu lassen; das ein außergewöhnliches Maß von Nervenkraft voraussetzende Vorbeilassen vieler guter Gelegenheiten, um die bessere zu erspähen, — klassisches Beispiel aus der Kriegsgeschichte: das Verhalten des Generals von Göben vor der Schlacht bei St. Quentin. — Das Zögern Ulrichs von Jungingen zeigt aber alle Merkmale der schwankenden Unsicherheit und matten Unentschlossenheit des der Aufgabe nicht Gewachsenen, des Unfähigen: er packt den Stier nicht bei den Hörnern, sondern sucht ihm auszuweichen, er drängt nicht zum Kriege, sondern läßt sich dazu drängen, er greift nicht an, sondern erwartet den Angriff der Gegner; niemals ist er die treibende, den Widersacher in die Abhängigkeit von seinem Willen zwingende Kraft, immer läßt er sich das Gesetz vorschreiben, immer ist sein Handeln ein Reagieren.

Auch um die Persönlichkeit Ulrichs von Jungingen ist ein Gespinnst tendenziöser Chronisten-Phantasien gewoben worden: die über den Orden hereingebrochene Katastrophe bedurfte einer Erklärung, man brauchte einen, der „schuld“ war, man fand ihn in Ulrich von Jungingen, der heftig und kriegslustig gewesen sei, und dessen hastige und überkühne Politik — im Gegensatz zu der maßvollen und klug abwägenden seines Bruders Konrad — den Orden ins Unglück gestürzt habe. Die Zeitgenossen wissen davon nichts, die Erzählung, Konrad von Jungingen habe auf dem Totenbett vor der Wahl seines hitzigen Bruders zum Hochmeister gewarnt*), ist ein Jahrzehnte nach Tannenberg entstandenes Märchen, und die Tatsachen widerlegen jene Charakterzeichnung Ulrichs rundweg. Nur die Naivität sucht für den aus dem Konflikt ihrer Lebensinteressen mit Notwendigkeit folgenden Zusammenprall zweier Großmächte nach einem „Schuldigen“; — im Interesse des Ordens könnte man wünschen, Ulrich von Jungingen hätte alle die Eigen-

*) „Er was ein redlich kuene man, seines bruders weise hilt er nicht, dorumb sprach sein bruder, ehe er starb, das sie seinen bruder nicht ezu einem hohemeister wehlen solten, denn er were alzu freidigk und furtfahrende und dem lande nicht nucz, idoch ermeleten sie ihn umb seiner fromigkeit, wiewol sie wusten, das er den Polan ganz feindt was.“ (Ordenschronik.)

schaften gehabt, die ihm als „Schuld“ zugerechnet worden sind. Er hätte dann vermutlich nicht seine schwächlichen Ausöhnungsbestrebungen bis kurz vor Tannenberg fortgesetzt, sondern etwa die Politik des großen Preußenkönigs gewählt, als er den Entschluß faßte, Schlefien zu erobern, oder die Bismarcks vor 1870. Voraussetzung für eine derartige Politik der Tat ist freilich die Fähigkeit, eine politische Situation richtig einzuschätzen, der Blick für das Unvermeidliche, die zutreffende Beurteilung politischer Gegensätze auf ihre Veröhnbarkeit oder Unveröhnbarkeit. Die Politik der beiden Jungingen trägt dieselben Züge, wie die politisch schwächlichste Zeit des Königreichs Preußen (vor Olmütz 1850). Bismarck sagt darüber: „Der Grundirrtum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unsrer tugendhaften Bescheidenheit — zum Lohn oratorischer Betätigung unsrer ‚deutschen Gesinnung‘ — aufgezwungen erschienen. Man nannte das später ‚moralische‘ Eroberungen; es war die Hoffnung, daß andere für uns tun würden, was wir selbst nicht wagten.“ — Wenn man das Wort „parlamentarische“ streicht und für „unsrer deutschen Gesinnung“ — „christlicher Gesinnung“ setzt, hat man eine Kritik der Ordenspolitik von Tannenberg. Die „publizistischen Heucheleien“ besorgten die Hochmeister selbst durch ihre unaufhörlichen Rundschreiben an die europäischen Höfe, an „alle fursten, heren, geistliche und weltliche graden, fryhern und heuptlute, ritter und knechte“. —

Es ist nicht richtig, daß sich nach dem Regierungsantritt Ulrichs das Verhältnis zwischen dem Orden und Polen alsbald auf den Krieg zugespitzt, daß Ulrichs Hefigkeit zum Krieg gedrängt habe. Vielmehr zeigt sein ganzes Verhalten das geflißentliche Bemühen, den von seinem Bruder Konrad beschrittenen Weg einer Politik der Veröhnlichkeit weiter zu verfolgen und den Frieden zu erhalten. In dem privaten Briefwechsel zwischen dem Hochmeister und dem Polenkönig blieb der alte freundschaftliche Ton vorherrschend, und beide Fürsten tauschten in herkömmlicher Weise Geschenke aus. „Nach sulcher fruntschaft, gunst und liebe“, — heißt es in einem Briefe des Hochmeisters an den König vom Jahre 1408 — „als von gotes gnaden ezwischen euwer Allderdurchlucht. Riche und unsers Ordens Lande steet, wellen wir och ob got wil nach frede und großer fruntschaft alle eziet legen euch und euwern Riche unser vermogen sehen und keren“; und in einem andern: Der Hochmeister habe mit großer Freude vernommen, „das euwer Groszmehctikeit in

den sachen eyns willen mit uns ist, das semliche czweytracht czu süne und berichtunge wirt gebracht nach gleiche und rechte, des wir ouch ewer hochwirdikeit fleyslichen danken alle cziet.“

Die zu keinerlei entscheidendem Ergebnis führenden Verhandlungen wurden auch jetzt fortgesetzt: Anfang des Jahres 1408 trafen der Hochmeister, der König und Witowd in Kowno zusammen, um sich über Driesen in der Neumark zu einigen. Witowd, dem der Schiedspruch darüber zugesprochen war, entschied zuerst für den König, dann für den Orden. Trotzdem trennte man sich äußerlich freundschaftlich. Wie nach man in Preußen den Krieg glaubte, ist daraus ersichtlich, daß dort noch während der Zusammenkunft auf eine Meldung des Komturs von Nassau hin das Gerücht entstand, der Polenkönig ziehe starke Heerhaufen nach Littauen, um unerwartet in Preußen einzufallen, worauf der Großkomtur sofort allgemeine Rüstungen anordnete. Erwies sich die Meldung auch alsbald als unrichtig, so erfuhr man doch, der König habe sich drohend geäußert, er wolle nicht König von Polen bleiben, wenn er nicht Driesen gewinnen könne. Trotzdem glaubte der Hochmeister dem Drängen des Ritters Ulrich von der Ost nachgeben und, da jetzt wieder ein vorläufiger Vertrag mit ihm abließ, ihm das Haus Driesen abkaufen zu müssen. Am 7. September 1408 ging es für 7750 Schock böhmischer Groschen (etwa 48000 Reichsmark) in den Alleinbesitz des Ordens über. Dem König hatte der Hochmeister noch vor Abschluß des Kaufs seine Absichten betreffs Driesens und anderer streitiger Orte in der Neumark in einem höflichen, von reichen Geschenken*) begleiteten Schreiben mitgeteilt; eine Antwort war darauf nicht erfolgt. Die Stimmung des Königs konnte es nicht bessern, daß der Hochmeister im Herbst 20 Kornschiffe, die Wladislaw auf dem Wasserweg der Weichsel, des Haffs und der Memel nach Littauen sandte, bei Ragnit anhalten ließ, weil sie verdächtig waren, versteckt Waffen mitzuführen. Zu solchem Verdacht gab die immer zweideutigere Haltung Witowds allen Anlaß: zwar unterstützte er dem äußern Anschein nach eifrig den Orden bei allen seinen kriegerischen wie friedlichen Maßnahmen zur Befestigung der Ordensherrschaft in Samaiten, aber die Gerüchte mehrten sich, daß er im geheimen die dortige Bevölkerung aufwiegelte lasse. Auch begann er mit seinen östlichen Feinden Frieden zu schließen, so mit dem Großfürsten von Moskau, so mit Pskow und Nowgorod, während er im Vertrage von 1398 (erneuert 1404) mit dem Orden vereinbart hatte, beide Städte gemeinsam zu bekriegen. Zur selben Zeit

*) Der König erhielt Falken, die man damals in Preußen gut zu züchten verstand, und Wein, die Königin mehrere Fässer Rheinwein; die Gemahlin Witowds zuerst einige Fässer guten Rheinfall, darauf ein Clavicordium und Portaticum.

(Herbst 1408) meldeten der Ordensvogt von Samaiten und die benachbarten preußischen Komture, das Land werde von Littauern, Russen und Tataren durchzogen, die — häufig als Kaufleute verkleidet — die Bevölkerung zur Empörung aufreizten. Auch erfuhr man, daß der König Weihnachten den Großfürsten in Nowogrodek besucht und mit ihm sich über einen festen Plan zur Erzwingung ihrer Forderungen geeinigt habe. Trotz alledem ließ sich der Hochmeister auch jetzt noch durch Verhandlungen narren, die lediglich den Zweck hatten, die Sache hinzuziehen und dem Polenkönig Zeit zu Rüstungen zu geben. Im Juni 1409 endlich brach in Samaiten ein allgemeiner Aufstand aus, dessen Urheber zweifellos Witowd war. Nach einem Schreiben des Hauskomturs von Ragnit hatte der Großfürst verkünden lassen: sobald das Getreide reif sei, werde er an der Spitze der Samaiten gegen Königsberg ziehen und die Deutschen mit Feuer und Schwert so weit treiben, daß sie bis an die See laufen und sich selbst eräufen sollten. Als zur selben Zeit auch König Wladislaw mit einem Heer nach Großpolen zog, entschloß sich der Hochmeister endlich, zwei Komture mit der Anfrage an ihn abzusenden, ob er die Samaiten und ihren Aufwiegler, den Großfürsten, zu unterstützen gedenke. Der König ließ aber die Boten ohne Antwort heimkehren, da er sich erst mit seinen Großen beraten müsse; erst auf die mehrmalige Aufforderung des Hochmeisters entsandte Wladislaw endlich eine Gesandtschaft unter dem Erzbischof von Gnesen, die folgende Antwort überbrachte: Der Großfürst sei dem König blutsverwandt und habe sein Land nur als eine Schenkung der Krone Polen inne; darum werde ihn der König nicht verlassen; ziehe man aber den Weg gütlicher Einigung vor, so biete sich der König als Vermittler an. Auf die Drohung des Meisters, er werde in Littauen einbrechen, antwortete der Erzbischof, das werde unvermeidlich den Angriff des Königs gegen Preußen zur Folge haben. „Ihr lieben Ritter, Knechte, Städte und alle, die hier versammelt sind,“ rief darauf der Hochmeister den anwesenden Abgeordneten des Landes zu, „dies hört ihr alle wohl; nun erkennen wir, daß wir diesen Schaden von des Landes Samaiten wegen haben vom Könige zu Polen und von seinen Anträgen und von niemand anders.“ Den polnischen Gesandten antwortete Ulrich: „Danke dieser offenen Erklärung. So will ich lieber das Haupt als die Glieder fassen, lieber ein bewohntes und bebautes, als ein wüstes und ödes Land auffuchen!“

Die überlegene Politik der Gegner hatte es fertig gebracht, dem Hochmeister auch noch die Kriegserklärung zuzuschieben und damit das Odium des Friedensbrechers auf ihn abzuwälzen.

Alle Kriege — mit wenigen Ausnahmen — sind das letzte Glied einer langen politischen Entwicklungskette und innerhalb dieser

wieder der Schlußakt eingehender diplomatischer Auseinandersetzungen. Mehr wie der Krieg selbst, die militärischen Operationen, interessiert die Allgemeinheit seine Entstehungsgeschichte. Die dem Ausbruch des Krieges vorausgehenden diplomatischen Aktionen konnten hier nur in ihren größten Zügen angedeutet werden, ihre alle Fäden des künstlichen Gewebes auseinanderlegende Geschichte ist noch nicht geschrieben. Was hier an diplomatischer Raffiniertheit geleistet worden ist, wird durch keine Machination der verschlagensten Staatsmänner der Neuzeit in den Schatten gestellt und wiederlegt schlagend die noch vielfach verbreitete, aus der allgemeinen Unterschätzung des Mittelalters hervorgehende Anschauung, die mittelalterliche Geschichte kenne nur schnelle Entscheidungen durch die Mittel der brutalen Gewalt, nicht aber die feineren Mittel des Geistes, das Erreichen des Ziels auf dem Wege der geschickten Unterhandlung.

In einem gewissen Gegensatz zu der Unentschlossenheit Ulrichs, das Schwert zu ziehen, steht sein Eifer, es zu schärfen: Schon 1408 hatte er die Ordensburgen in den Grenzgebieten von Polen besucht, so Osterode, Brattian, Strazburg, Gollub, Schönsee, Thorn, Birgelau, Neßau, Leipe, Rehden u. a., ihre Rüstkammern gemustert, die in Marienburg gefertigten Geschütze auf diese Häuser verteilen lassen und den Treßler Thomas von Merheim beauftragt, der Armierung der Grenzburgen seine besondere Fürsorge zuzuwenden. Auch Memel besuchte der Hochmeister, um dort wie bei den Burgen Tilsit und Ragnit die Befestigungsarbeiten zu beschleunigen; ebenso wurden die Burgen in Samaiten stärker bewehrt und mit reichlichen Vorräten versehen. Die Geschützgießerei im Haupthause des Ordens arbeitete seit Ulrichs Regierungsantritt mit besonderer Anstrengung und fertigte Stücke von gewaltigem Kaliber. Auch Maßnahmen nicht unmittelbar militärischen Charakters zeigen Ulrichs verständige Fürsorge für den Fall eines Krieges: nicht ohne Absicht werden gerade die Landritter in der Gegend von Culm, Thorn, Strazburg, Osterode und andern der polnischen Grenze naheliegenden Gebieten in jener Zeit besonders reichlich unterstützt,*) und der angesehenere Ritter Henning von Wedel durch Erlass einer beträchtlichen Schuldsomme dem Orden zu Weistand in allen erforderlichen Fällen verpflichtet worden sein.

*) Ausweislich des Treßlerbuchs, des Hauptbuchs über Einnahmen und Ausgaben der Ordensstaatskasse in den Jahren 1399—1409.

Die Stimmung des Landes.

Der Krieg, der nun ausbrach, war der Anfang Jahrzehnte lang dauernder, nur durch kurze Friedenszeiten unterbrochener, erbitterter Kämpfe. Sie wurden von Polen gegen den Orden geführt, nicht gegen das Land Preußen. Der Anteil des Landes an den Kämpfen ist aber sehr bedeutend, ja ausschlaggebend, — der Orden ist schließlich (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) nicht von Polen überwunden worden, sondern vom Land Preußen, — es muß daher interessieren, in welcher Stimmung sich Städte und Landschaft Preußens beim Ausbruch der Kämpfe befanden.

Man ist geneigt, die Verhältnisse vergangener Zeiten nach unsern Anschauungen zu beurteilen, und wenn man liest: der Orden ist von seinen eigenen Untertanen schmählich im Stich gelassen worden, ja sie haben sich mit dem Nationalfeind verbündet, um die angestammte Landesherrschaft zu stürzen, so faßt ob solch schmachvollen Tuns den Patrioten ein Grauen, denn unwillkürlich nimmt er die Begriffe Untertanen, Landesherrschaft, Erbfeind, Nationalgefühl in dem Sinn, den sie heute haben. Sie bedeuteten aber damals etwas ganz anderes, ja die Begriffe Nationalgefühl, Patriotismus, Vaterlandsliebe gab es überhaupt eigentlich noch nicht in der scharfumrissenen Form späterer Zeiten, sie waren mit der allmählichen klareren Herausbildung der Träger der neueren Geschichte, der Nationalstaaten, erst im Entstehen begriffen. Auch der deutsche Orden war wohl seiner Organisation, nicht aber seinem Wirken nach eine nationaldeutsche Institution, — das Wort in dem engen Sinn von heute genommen. Seine Tätigkeit wurde getragen von dem schon seit Jahrhunderten lebendigen gewaltigen Drängen der Deutschen nach dem Osten, er benutzte diese Bewegung, und die Deutschen als die besten Kolonisatoren, sowohl als Landbebauer wie als Städtegründer, waren ihm für seine Zwecke höchst willkommen, — aber ebenso bereitwillig räumte er Pommern, Polen, selbst Preußen und Littauern einen Platz in den eroberten Landstrichen ein, sofern sie nur den Zielen, die er verfolgte, dienen konnten. Wie vorurteilslos er in dieser Hinsicht war, geht schon daraus hervor, daß er das polnische Recht für die Polen bestehen ließ und daß er selbst den unterworfenen Preußen 1249 das polnische Recht verlieh, nicht das deutsche, weil das letztere (kulmische) nur in beschränktem Umfang zum Kriegsdienst verpflichtete. Nationaldeutsche Tendenzen wurden nur da verfolgt, wo sie dem Orden Vorteil brachten. Es lag also weniger in der Tendenz des Ordens, sondern in weltgeschichtlichen, von ihm unabhängigen Verhältnissen, daß sich vornehmlich deutsche Kolonisten den von ihm eroberten Gebieten zuwandten.

Und damit wieder hängt das dem Ordensland eigentümliche besondere Verhältnis zwischen Landesherrschaft und Untertanen zusammen: Es war nicht im entferntesten das heutige, aber auch nicht das in den sonstigen Staatswesen des Mittelalters gewöhnliche. Erfolgte das ostwärts gerichtete Drängen der deutschen Volkskraft unabhängig vom Orden, war er nur mehr der äußere Stütz- und Mittelpunkt, um den sich diese Schöpfung germanischen Kolonisationsvermögens gruppierte, war die Befiedelung des Landes nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zur Mehrung der Macht und der Einkünfte des Ordens, so erhellt daraus, daß man in Preußen nicht von einer Landesherrschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes sprechen kann. Sie war weder auf Gewalt, noch auf Herkommen gegründet, sondern auf einen von beiden Seiten aus freien Stücken eingegangenen Vertrag mit der Verpflichtung zu ganz bestimmt formulierten gegenseitigen Leistungen. In diesem freien Vertragsverhältnis lagen die für die Entwicklung der Kolonie günstigsten Vorbedingungen, der unerhört rasche wirtschaftliche Aufschwung des Landes und die erstaunliche Klarheit und Gesetzmäßigkeit der Verwaltung haben in ihm ihren inneren Grund; es ist aber auch die Schwäche der ganzen Schöpfung in ihrer Eigenschaft als Staat genommen, namentlich in den Beziehungen zu andern Staaten: die Interessen der Städte und der Landschaft waren hier durchaus nicht immer identisch mit dem Interesse des Ordens, es ging beispielsweise die Städte Danzig, Elbing und Thorn wenig an, ob der Orden Samaiten gewann; von ihrem „Patriotismus“ wurden größere Opfer gefordert als von dem anderer Völker, bei denen die Betätigung der Vaterlandsliebe, der Kampf für das Vaterland ohne weiteres zusammenfällt mit dem Kampf für die materiellen, d. h. die großen nationalen wirtschaftlichen Interessen. Bei Anforderungen des Ordens, die über die ursprünglichen Vertragsverpflichtungen hinausgingen, war er zu neuen Gegenleistungen genötigt, das Vertragsverhältnis ging im weiteren Verlauf der Dinge und besonders infolge der späteren finanziellen Schwierigkeiten des Ordens in ein Bundes-Verhältnis über, und damit war die staatliche Einheit gesprengt.

Dazu traten die damals allgemein im Leben der Staaten wirksamen treibenden Kräfte, vor allem das Emporringen der kleinen, aber reichen und selbstbewußten Staaten im Staat, der Städte, zu immer größerer Selbständigkeit und ihre daraus folgenden unaufhörlichen Konflikte mit der Ritterschaft und den Landesregierungen. Das Interesse des Bürgers lag nicht bei dem Land und noch weniger bei dessen durch Kauf, Erbschaft und Krieg häufig wechselnden Regierung. Diese war im Leben der Städte im besten Fall etwas durchaus Sekundäres, meist sogar ein fremdes und feindliches

Element. Das Vaterland des Bürgers war seine Stadt, in zweiter Linie der Bund, dem die Stadt angehörte, denn hier lagen seine Lebensinteressen. Auch der Patriotismus kann nicht von Idealen leben, er bedarf kräftiger Nahrung: des Lebensinteresses; und wo der ideale Patriotismus mit dem materiellen Interesse in Konflikt gerät, wird er meist den Kürzeren ziehen. Der livländische Adel ist gewiß durch und durch — und nicht nur äußerlich — deutsch. Man biete ihm aber das deutsche Vaterland an, und er wird danken. Der Tausch würde eine Verminderung seiner Standesvorrechte und damit eine Schädigung seines Lebensinteresses bedeuten.

Auch innerhalb der Stadt-Staaten gährte es: demokratische Instinkte, verkörpert durch die Zünfte, regten sich allenthalben und liefen Sturm gegen die Rathhäuser mit ihren stolzen Geschlechtern.

Diese Bewegungen waren naturgemäß auch in den Ordenslanden lebendig, mit der einen Ausnahme, daß hier Städte und Landadel untereinander nicht, wie anderwärts, in erbitterter Feindschaft lagen. Die klaren Besitz- und Rechtsverhältnisse verhinderten das. Städte und Landschaft gehen in der Ordensgeschichte immer Hand in Hand. Es ist darum nicht recht ersichtlich, gegen wen die adlige Gesellschaft der Eidechsen, die 1397 von vier Landrittern aus der Gegend von Rehden im Kulmerland gestiftet worden war, ihre Spitze richtete. Nach der Stiftungsurkunde verpflichteten sich die Mitglieder, „einander beizustehn in allen nothfastigen, ehrlichen Sachen mit Leib und mit Gut, so man's darf“ gegen jeden, der einem Genossen „etwas Leides tut, ihn mühet, betrübet oder verunrechtet, es sei an Leib, Ehren oder an Gut, doch ausgenommen vor allem die Herrschaft“. Dann heißt es weiter: „Diese Gesellschaft haben wir gemacht Gott unserm Herrn zu Lobe und zu Dienste, unserm rechten Erbherrn zu Ehren und uns selbst zu Nuze und Bequemlichkeit.“

In späterer Zeit ist dieser Bund zu großer Bedeutung gekommen und hat den Orden schwer geschädigt. Daß er schon bei seiner Gründung gegen ihn gerichtet war, erscheint ausgeschlossen, die Hochmeister haben ihn auch als durchaus harmlos aufgefaßt, und Konrad von Jungingen bestätigte ihm ein Vikarie in der Pfarrkirche der Neustadt Thorn. Mit der Herrschaft des Ordens unzufriedene Landedle hat es aber bereits in jener Zeit zuversichtlich gegeben: der Orden sah sie nicht für voll an, denn er verwehrte ihnen den Eintritt in seine Genossenschaft, er führte ein straffes, keinerlei Uebergrieffe duldendes Regiment, das im Vergleich mit dem ungebundenen Leben und den Vorrechten der gewaltthätigen Standesgenossen im Reich und in Polen von vielen gewiß als Druck und unliebsame Bevormundung empfunden wurde. —

Nimmt man alles zusammen, bedenkt man vor allem, daß das freie Vertragsverhältnis den Städten im Ordensgebiet von vornherein eine viel selbständigere Entwicklung ermöglichte als in andern Ländern, die noch durch den vom Orden in keiner Weise gehinderten Anschluß an die Hanse unterstützt wurde, so ist ersichtlich, daß von einer tiefgehenden, in dem ganzen Verhältnis zwischen Herrschaft und Untertanen begründeten Feindschaft des Landes gegen den Orden zur Zeit des Ausbruchs der Kämpfe mit Polen noch keine Rede sein kann. Die Wünsche und Beschwerden, die — wie alle Stände zu allen Zeiten — auch die preussischen auf den Ständetagen während der Regierung Ulrichs von Jungingen vorzubringen hatten, sind von der gewohnten Art: Klagen über Beeinträchtigung des Handels der Städte durch den Eigenhandel des Ordens, Vorwürfe gegen die Ordensbeamten: daß sie den Untertanen nicht genug Holz aus den Ordenswäldungen verkaufen wollten, ihnen die Fischerei beschränkten, daß die Pächter der Ordensmühlen willkürliche Gebühren forderten, Wünsche zur Verbesserung im Gerichts- und Münzwesen u.

Wenn trotz der liberalen Verwaltungsgrundsätze im Ordensgebiet die Mitwirkung der Stände bei der Regierung des Landes in den ersten Zeiten verhältnismäßig wenig hervorgetreten war, so lag das einmal an dem fast unaufhörlichen Kriegszustand und zweitens wieder an den vertragsmäßig klar geregelten Rechtsverhältnissen. Die beiderseitigen Gerechtigkeiten und Leistungen waren undeutbar festgelegt; sie mußten nicht, wie anderswo, erst im Austausch gegeneinander erkämpft werden, und die hohen Einnahmen des Ordens ersparten ihm die Bitten um außergewöhnliche Geldebewilligungen. Erst nach Tannenberg wurde das anders.

Unrichtig ist aber die Meinung, als habe vor Tannenberg überhaupt keine Mitwirkung der Stände an der Regierung des Landes bestanden und als habe sie der Orden geflissentlich zu hindern gesucht. Er hat vielmehr schon frühzeitig die Städte und bald auch „Ritter und Knechte“ bei der Regelung wichtiger Landesangelegenheiten zu Rate gezogen. Schon die erneuerte und umgeänderte kulmische Handfeste*) von 1251 erwähnt den Beirat der Stadtbürger, die verschiedensten Abgaben werden schon im 13. Jahrhundert unter ständischer Mitwirkung festgesetzt, und die erste Tagfahrt preussischer Städte, d. h. die erste Zusammenkunft der

*) Die Urkunde von 1233, welche die innern Verhältnisse der beiden damals bestehenden Städte Thorn und Kulm, ihre Beziehungen zur Landesherrschaft und Geislichkeit den Grundzügen nach ordnet und die Hauptbestimmungen trifft, welche bei der Vergabung ländlichen Grundbesitzes sowohl für die Städte wie das platte Land maßgebend sein sollten. Sie wurde später das Grundgesetz für fast ganz Preußen.

Abgesandten der zur Hanse haltenden Orte Preußens zu einer Besprechung mit dem Landmeister, von der Nachricht auf uns gekommen ist, fand 1295 statt; die Landesordnung Siegfrieds von Feuchtwangen (1303—1311) erwähnt ausdrücklich die Zustimmung der Städte. Eine Urkunde von 1397 beginnt: „Wir, . . . Hochmeister mit unsern Gebietigern, Prälaten, Rittern und Knechten, und Städten unserer Lande sind zu Nahte geworden von des Zinses wegen, welcher gemeine in unsern Landen ist, als unser Vorfahr seliger Gedächtniß, Herr Conrad Zölnner mit ganzer Eintracht seiner Gebietiger, Prälaten, Rittern, Knechten und Städten, die vorliebet und bestätigt hat, dieselbe zu halten in aller Maaße, wie folget“ . . . Zu dieser Zeit versichert sich der Orden auch beim Abschluß von Verträgen mit auswärtigen Fürsten der Zustimmung der Stände: ein Vertrag des Hochmeisters Zöllner von Rothenstein (1382—1390) mit den Herzögen von Stettin ist der erste von Abgeordneten der Städte und Landschaft mitunterzeichnete.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß in dem Ordensland das Bedürfnis nach ständischer Mitwirkung längst nicht so rege sein konnte wie anderswo. In andern Ländern wurde sie doch zumeist aus der Not geboren: die Stände mußten ihre Sache selbst in die Hand nehmen, weil die Landesregierungen ihre Interessen nicht förderten. In der tatkräftigen Förderung des Emporkommens seiner Untertanen, sowohl der jungen städtischen Pflanzungen wie der ländlichen Kolonisten, steht aber der Orden unter den Landesregierungen des damaligen Europa einzig da. Alle Maßnahmen der inneren Verwaltung zielen deutlich erkennbar auf das gedeihliche Fortkommen der Landesbewohner, und auch die äußere Politik des Ordens vertritt auf das kräftigste das Interesse des Landes, selbst dem Papst und in den Handelsstreitigkeiten der Hansestädte den Höfen von Schweden, Dänemark und England gegenüber.

Daß auch eine weitgehende landesväterliche Fürsorge durch die Hochmeister betätigt wurde, beweist das Treflerbuch. Aus der Regierungszeit Ulrichs von Jungingen meldet es von Beiträgen zu Deichbauten bei Durchbrüchen der Weichsel, von Beihilfen an barem Geld, an Getreidevorschüssen und Abgabennachlaß nach Ueberschwemmungen, Mißernten oder während eines harten Winters, von Geldgeschenken oder zinsfreien Darlehen an Landleute zu landwirtschaftlichen Verbesserungen und an Städte bei besonderen Anlässen. Die unter „unserz homeisters hulfe“ gebuchten Summen sind sehr beträchtlich. —

Am 6. August 1409 sandten der Hochmeister und seine Gebietiger ihre Absagebriefe von der Marienburg an den Polenkönig ab, am 15. kamen sie in Krakau an. Unmittelbar darauf folgten Einfälle in das polnische Land an verschiedenen Stellen: der Hochmeister und der Marschall mit dem Hauptheer eroberten rasch das ganze Land Dobrzin mit den Burgen Bebern und Zlotoria (an der Drewenzmündung); die Komture von Schlochau und Tuchel brachen in das Land Crayn (um Krone an der Brahe) ein. „Euer Gnaden geruche zu wissen — heißt es in einem Bericht der Komture an den Hochmeister —, das wir am nehesten fritage nach Assumptionis Marie uszogen in das lant zu Crayn und haben vaste doryne geheret und gebrant acht tage ume und ume; dornoch zogen wir heym und woren do heyme bis in den vyrden tag. Dornoch czogen wir mit der selben samenunge (gesammeltem Heer) weder us und syn gewesen vor Braaborg (Bromberg) und haben gewonnen hus und Stad und haben das hus besetzt. Dorume bitten wir über gnade, das Ir wold schriben dem komptthur czur Swecze, das her also vyl lütthe dohin sende, das man das hus deste bas besetze und weder bessere.“ Der Vogt der Neumark, Arnold von Baden, mit Söldnern unter Heinrich von Güntersberg und Henning von Wedel, säuberte das Gebiet von Driesen und heerte in den benachbarten polnischen Landstrichen, die Komture von Osterode und Brandenburg, Graf Friedrich von Zollern und Marquart von Salzbach, im Lande des Herzogs Johann von Masowien, des Verbündeten des Königs. Hier fanden die Ordensstruppen den einzigen ernstlichen Widerstand, ja, der Sohn des Herzogs drang sogar mit Littauern und Russen in das Ordensgebiet ein, verbrannte Soldau und verwüstete das Land bis Rastenburg hin. Im übrigen aber traf der Angriff des Ordens den Polenkönig noch fast ungerüstet. Zwar schrieb der Komtur von Thorn an den Hochmeister: „Ich habe Nachricht aus der Coja (Kujawien), das sich dy Polen mit backen und all erem gefertthe groslich anrichten, und all erem fulke (Volke) gar hertlich geboten haben, berit zu sin, so das ander gebot kompt, das eyn Jederman fulge, wohin das man gebüt; desgleichen allen hoptlütten der koning von Polen gar betlichen (dringend) gescreben hat, das sy thun als seyne liben fründe, den her getrauwe alle seynere ere leibes und gutes, und das sy sich doruf richten, das sy das haus Messaw gewinnen, und das jo brechten bis in dy grunt, gleich als wir der Slottereyen haben getan.“ Aber „der koning tate nicht hie bie mit den synen und nymant wuste, wo her was uff die czyt in syne lande“. Der Gedanke liegt nahe, ein energischer konzentrischer Vorstoß der bis jetzt von keinem Gegner aufgehaltene Heerhaufen des Ordens in das Innere Polens von der Neumark, Bromberg, dem Kulmerland

und Soldau her hätte große Aussichten auf Erfolg gehabt und vielleicht eine rasche Entscheidung des Feldzuges bringen können, — aber eine derartig kühne Kriegsführung entsprach weder dem Charakter Ulrichs von Jungingen noch den Gewohnheiten des Ordens und des Mittelalters überhaupt. Sie hätte auch einen erheblich weiter fortgeschrittenen Stand der Rüstungen vorausgesetzt: erst nach der Kriegserklärung waren Aufträge, deutsche Söldner in größerem Umfang anzuwerben, erteilt worden, und die einzigen Verbündeten des Ordens waren bis jetzt einige Pommernerherzöge. Schließlich war auch die Lage des Ordens im Osten nicht dazu angetan, den Gedanken an eine weitgehende Offensive überhaupt aufkommen zu lassen: Kaum war die Kriegserklärung des Ordens erfolgt, so war der längst kriegsbereite Großfürst Witowd von Rowno aus in Samaiten eingebrochen, hatte sich mit dessen aufständischer Bevölkerung verbündet, den Ordensvogt aus dem Lande gedrängt, Madrauen verheert und die Stadt Memel genommen; die Burg hielt Stand. Um weiterem Vordringen Witowds Einhalt zu tun, sammelte der Ordensmarschall mit den Komturen von Balga und Brandenburg um Eylau und Kreuzburg ein neues Heer. Die Absicht, dem Großfürsten entgegenzugehen, kam jedoch wegen der nassen Witterung und Krankheit nicht zur Ausführung, der Marschall mußte sich darauf beschränken, mit den Komturen von Elbing und Christburg zusammen zur Deckung des Landes in der Linie Gilgenburg—Hohenstein—Allenstein stehen zu bleiben. Der Hochmeister war mit den Hauptkräften im Kulmerland geblieben. Als der Polenkönig endlich Ende September mit einem Heer bei Bromberg anlangte, über die Brahe ging und den Komtur von Schwetz immer mehr zurückdrängte, rückte ihm der Hochmeister von Neuenburg an der Weichsel aus entgegen, und hatte sich ihm zwischen Schwetz und Bromberg auf ca. 15 km genähert, als neue Unterhandlungen zu einem Waffenstillstand führten. Sie wurden eingeleitet durch eine Gesandtschaft des Böhmenkönigs Wenzel, an deren Spitze Herzog Konrad der Ältere von Dels und sein Sohn standen. Wenzel war seit 1395 Wladislaus Verbündeter gewesen, jetzt hatte die Aussicht auf eine beträchtliche Geldsumme seinen Sinn zu Gunsten des Ordens gewandelt. Am 8. Oktober 1409 wurde vereinbart: Die Waffen ruhen bis zur Entscheidung aller streitigen Angelegenheiten durch den schiedsrichterlichen Spruch König Wenzels, der bis spätestens Fastnacht 1410 zu erfolgen hat. Jede Partei verbleibt in ihrem derzeitigen Besitzstand. Der Polenkönig darf den Samaiten und allen Anchristen nebst ihren Helfern weder mit Rat noch mit Tat beistehen.

So erstaunlich es ist: der Polenkönig hatte seinen Verbündeten preisgegeben; aber noch erstaunlicher ist es, daß der Hochmeister den

neunmonatigen Waffenstillstand nicht zu einem ernstlichen Versuch auszunutzen, den gemeingefährlichen Friedensstörer Witowd gründlich unschädlich zu machen. Daß er dem Ausschluß des Großfürsten von dem Waffenstillstand große Bedeutung beimaß, geht aus einem seiner Briefe aus jener Zeit hervor: „So das der frede allehne mit dem konige von Polan und syne Reiche offgenommen ist und nicht mit hertzog Witowth, synd her eyn helffer ist der ungelobigen und sich unfers landes czu Samayten hat underwunden“ (bemächtigt). Leicht war eine Unternehmung, die ein entscheidendes Ergebnis auf dem östlichen Kriegsschauplatz gebracht hätte, gewiß nicht: die aus dem Klima und der geringen Bebauung Littauens sich ergebenden Schwierigkeiten waren groß, ihre Ueberwindung aber sicher nicht unmöglich; freilich hätte sie eine kraftvollere Persönlichkeit erfordert, als es Ulrich von Jungingen war. Nötig wäre dabei auch die Mitwirkung des livländischen Ordenszweigs gewesen, dessen Gebiet Littauen nördlich umklammerte; für einen Einmarsch in das Land des Großfürsten von zwei Seiten waren also die günstigsten Vorbedingungen vorhanden. Abgesehen aber davon, daß derartige, große Entscheidungen suchende Operationen eben nicht der Stil der damaligen Kriegführung waren, verharrete auch der livländische Ordenszweig während dieses ganzen Konfliktes zwischen Preußen und Polen zunächst in einer auffallenden Passivität, trotzdem damals ein besonders kriegsfreudiger Meister, Konrad von Vietinghof, an seiner Spitze stand. Es ist, als gingen die Livländer die Händel ihrer Brüder in Preußen kaum etwas an. Zwar hatte der Landmeister 1409 im Hinblick auf die Preußen drohende Gefahr mit den Republiken Nowgorod und Pskow, mit denen er mit ansehnlicher Hilfe aus Preußen in einem siegreichen Krieg lag, Frieden geschlossen, aber von einer tatkräftigen Unterstützung Preußens gegen Polen oder wenigstens Littauen, die man doch als selbstverständlich hätte erwarten sollen, verlautet bis nach Tannenberg nichts. An der Schlacht hat keiner der livländischen Gebietiger und nur ein schwaches livländisches Kontingent teilgenommen, und das war vielleicht von den Bischöfen von Livland, Reval, Kurland, Dorpat und Desel gestellt, an die der Hochmeister am 15. Mai 1410 ein Gesuch um Beistand richtete. Erst als der Orden in Preußen vor dem vollständigen Untergang stand, erscheinen namhafte Streitkräfte unter den livländischen Ordensgebietigern auf dem östlichen Kriegsschauplatz und beteiligen sich wirksam an der Wiederherstellung der Ordensmacht in Preußen. Wenn man die getrennte Lage der beiden Ordensgebiete und die aus der Verschiedenartigkeit der Nachbarländer sich notwendig ergebende Verschiedenheit ihrer äußeren Politik auch noch so sehr in Unrechnung bringt, so muß doch die Erklärung des Landmeisters

vierzehn Tage vor Tannenberg, seine Absage an Witowd könne erst nach 3 Monaten in Wirksamkeit treten, aufs äußerste befremden. Am 15. Juni lief der Waffenstillstand ab, am 2. Juni schreibt der livländische Landmeister an den Hochmeister: er habe seinen Brief mit der Auseinandersetzung des Zwists mit dem Polenkönig und der Aufforderung, Witowd den Frieden anzujagen, erhalten. „Und, ersame her meister, van stund also wi juwer werdicheit bref hadden entpfangen und sine inholdunge dirfanden, wo sereve wi hertogen Wytowde: Weret dat (wäre, daß = wenn) de koning von Polan und juwe werdicheit tuschen (zwischen) hir und Johannis sich vorlikende worden (zu Felde zögen), denne von dem dage, also he unsen bref entpfenget over dre mande darna, sulle de vrede tuschen eme und uns upgesecht sin; dat wi, leve her meister, darumme hebben gedan, weete (da) unser vorrede (Verabredung) tuschen em und uns in vortiden (Vorzeiten) also geendigt sint, dat unser ein dem andern dre mande tovoren (3 Monate vorher) den vrede schole upfeggen, und of umme den willen, dat wi binnen den dren manden der heteringe der slote (Besserung der Schlösser), up der Dune (Düna) gelegen, begunt, so vill als wi mogen, vulendigen.“ — Die Begründungen des Zögerns des Landmeisters sehen verzweifelt nach Ausreden aus, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es hier am guten Willen fehlte und daß man sich scheute, sich in die Händel Preußens mit verwickeln zu lassen: sie gingen Livland unmittelbar nichts an, eine Mitwirkung bei ihnen hätte aber wahrscheinlich sofort einen Einbruch Witowds in livländisches Gebiet zur Folge gehabt. Schließlich aber war es Sache des Hochmeisters, die Mitwirkung der Livländer bei der Durchführung seiner Pläne durchzusetzen, wenn ihm ernstlich daran gelegen war. Das scheint aber kaum der Fall gewesen zu sein. Abgesehen von einem gut vorbereiteten Ueberfall durch den Ordensmarschall auf Brzez in Littauen, wo sich Witowd damals aufhielt, der beinah zur Gefangennahme des Großfürsten geführt hätte (wahrscheinlich Jan. 1410) und einem Bündnis mit einem alten Gegner Witowds, dem Littauerherzog Ewidrigal, geschah nichts gegen ihn, ja am 26. Mai 1410 wurde er sogar durch besondere Vereinbarung in den Waffenstillstand mit eingeschlossen. Wenn man nicht annimmt, daß der Hochmeister selbst damals noch an eine friedliche Beilegung des Streits geglaubt hat, — wofür auch noch andere Anzeichen vorhanden sind, — so erscheint das Eingehen einer Waffenruhe mit Witowd vollkommen unverständlich, ja — militärisch betrachtet — widersinnig: Sie ermöglichte dem Großfürsten nichts geringeres, als ungestört seine Kräfte längs der preußischen Grenze dem Polenkönig zuzuführen. —

Der Waffenstillstand wurde von beiden Parteien eifrig benutzt, um Stimmung für ihre Sache zu machen und neue Verbündete zu gewinnen. Fast alle weltlichen und geistlichen Fürstenhöfe Europas werden durch Gesandte, Rundschreiben und Geschenke bearbeitet, die Gegner mit Schmähungen überhäuft, die eigenen edlen Absichten immer wieder hervorgehoben. Von Erfolg waren die Bemühungen aber nur da, wo sie durch klingende Münze unterstützt wurden, und in dieser Beziehung war der reiche Orden dem Polenkönig zunächst stark überlegen: wie es ihm schon gelungen war, durch große Geldversprechungen den Böhmenkönig Wenzel auf seine Seite zu ziehen, so verpflichtete er sich den Herzog Boguslaw von Stolp durch neue Zusagen noch mehr und gewann den König Sigismund von Ungarn als Verbündeten. Ende 1409 bewogen ihn der Spittler Werner von Lettingen und der Komtur von Thorn, Albrecht von Schwarzburg, für 40 000 Gulden und wahrscheinlich die Zusicherung einer noch höheren Summe zu einem Schutz- und Trugbündnis mit dem Orden. Der tatsächliche Wert dieses Bündnisses stand in keinem Verhältnis zu den dafür aufgewandten Summen. Im Februar fanden die Verhandlungen vor dem König Wenzel zu Prag statt, die Ordensgesandten waren die beiden genannten Gebietiger. Der Spruch des Königs, dem der Orden 60 000 Gulden versprochen hatte, lautete: Dobrzin gehört dem Polenkönig, Samaiten dem Orden, beide Länder sind aber zunächst Schiedsrichtern zu übergeben, die der Böhmenkönig bestimmen wird. Driesen in der Neumark gehört keiner der beiden Parteien, sondern dem Ungarnkönig als dem Markgrafen von Brandenburg. Auf einem weiteren auf Pfingsten anberaumten Verhandlungstag soll der Friede von Kalisch (1343) zwischen dem Orden und Polen erneuert und befestigt werden. In besonderer Urkunde schenkte Wenzel dem Orden den an Grodno grenzenden östlichen Teil Sudauens, der noch nicht zum Ordensgebiet gehörte und an dem die Böhmenkönige von alten Zeiten her ein — freilich nur auf dem Papier stehendes — Besitzrecht hatten. Die Gesandten Witowds, die gar nicht hierher gehörten, da mit dem Großfürsten noch der Kriegszustand fort dauerte und niemand ihn zu Verhandlungen aufgefordert hatte, fanden mit ihren Forderungen keine Beachtung. Trotzdem sich Wenzel viel Mühe gab, die polnischen Abgesandten, die keine „Machtbriefe“ hatten, zur Annahme seines Spruchs zu bewegen,*) gelang ihm das nicht, sie erklärten, ihn erst ihrem König

*) Der Komtur von Thorn, einer der Ordensgesandten, berichtet an den Hochmeister: Lieber her Homeister, als huete seyn wir das letzte mal vor unserm herren Romischen und Behemischen konige geweest, der uns den ussprach hat getan, und den Orden recht geteilt, und den koning von Polan ungerect. Duch hat her uns des schaden

vorlegen zu müssen; „unde der herre koning von Behemen wart sere ezornig uff die Polan unde drowete yn hertlichin unde sprach: nu see wir wol, das ir konige sit zcu polan unde ewer herre nicht; wellet ir yo frigin, so welle wir mit alle unser macht unde unser Bruder, der koning von ungeren, dem Ordin helfin off euch unde euch vortribin mit herin (Heeren) mit all mit der hulffe des herrin.“*) — Den zweiten Tag, der in Breslau stattfinden sollte, besuchten die polnischen Gesandten gar nicht mehr.

Nach dem Scheitern dieses Vermittlungsversuchs wurde das Werben um Gunst und Hilfe an den ausländischen Fürstenhöfen mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt; auch nach Frankreich und England wandte sich der Polenkönig. Der König von England erhielt von ihm vier Hengste als Geschenk mit der Bitte, keine Unterstützung des Ordens aus England zuzulassen. Der Gesandte des Hochmeisters am englischen Hof, Dietrich von Toggendorf (od. Vogendorf?), schreibt dazu: „Der König lachte des gar sere und sprach wider mich, wie kan ich das gelassen, wenne ich bin immer en kint von Prussen!“**) Weiter meldet der Gesandte, der polnische Geschäftsträger habe dem König erzählt, in Samaiten sei ein Ordensritter bei eines Bajoren Weib gefunden worden, deshalb hätten die Samaiten die Partei Witowds genommen. Da habe der König geantwortet: „Syber, ich habe och en lant alhir; ob ein Rytter edder (oder) en knecht by enes andern mannes wyf gefunden worde, solde ich dorum myn lant vorlesen (verlieren)? Das ist eyne falsche hulferede.“ — Dem Orden erklärte der König gern selbst Hilfe bringen zu wollen, wenn er nur vor den Franzosen Ruhe hätte. Auch auf den Ungarnkönig Sigismund suchte der Polenkönig einzuwirken; er knüpfte mit ihm Unterhandlungen an, schlug eine persönliche Zusammenkunft vor und schickte um Ostern 1410 Witowd zu ihm nach Kähmark. Dessen Vorschlag aber, alte Verträge ihrer Vorfahren zu erneuern, wurde von Sigis-

ledig geteilt, als Ir yn dem brieffe, den wir mit uns brengen, wol vornemen werdet, und hat uns in allen sachen gar gutlichin entrichtet; der Polan seyn drey zu Prage geweest und hatten keyne machtbrieff, abir sie hatten eynen geloubbrieff durch andir sache wyllen, die sie vor unserm herren Romischen und Behemischen konige czu schaffen hatten. Mit den selbigen Polen unser herre konig viel geredt hat off unsers Ordens seyte, das wir eyns teils gehort habin, und ouch von andirn undirrichtet wurden, des wir ewir gnade, wenne wir zu euch komen, wol undirrichten wellen. Duch habin die selbin Polan offinbar geredt, als der Bischoff von Olmütz und unsers herren konigs kernerer vor unserm herren konige bekant habin, der konig von Behemen habe die von Polan eyns us dem selde geteidingt, nymand sal Is berichten, sie wellen sich denne vor am Orden rechen. . . .“

*) Chronik des Johann Lindenblatt (gen. Joh. v. Possilge).

**) Heinr. IV. war, bevor er König wurde, mehrere Male zu „Rittauer-Meißen“ in Preußen gewesen, das letzte Mal 1391.

mund abgelehnt mit der Erklärung, es könne kein Friede zwischen Ungarn und Polen bestehen, wenn man den Orden in Preußen befehde. Der Versuch Sigismunds, den Großfürsten durch Versprechen der Krönungskrone vom Polenkönig abtrünnig zu machen, mißlang.

Die Sendschreiben an die Fürsten sind in mehrfacher Hinsicht interessant: sie sind wichtige geschichtliche Dokumente, sie zeigen, — wenn auch nicht immer den wahren Sachverhalt, — so doch die Färbung, in der die Partei ihre Sache gesehen haben wollte, sie beweisen, daß von der Bedeutung des Streits als Nationalitätenkampf bei den Zeitgenossen keinerlei Bewußtsein vorhanden war, daß nicht die Rasse das Agitationsmittel ist, sondern die Feindschaft gegen die Christenheit, die man dem Gegner vorwirft, wenn man ihn in den Augen der Menschheit auf das tiefste herabsetzen will; sie sind endlich wertvolle Belege für das moralische Bemängelungsbedürfnis, das in der Geschichte der Menschheit eine so große Rolle spielt. Das moralische Gebläse auf beiden Seiten, die Gleichsetzung der eigenen Sache mit der Sache der ganzen Christenheit, und das häufige Anrufen Gottes, um dessen Ehre man streite — tatsächlich handelte es sich um Samaiten, die Neumark und ähnliche reale Werte — wirkt fast abstoßend, und unwillkürlich taucht in der Erinnerung das ehrfurchtgebietende „Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen“ auf. Hier wird in der Tat der schamloseste Mißbrauch mit dem Namen Gottes getrieben.

Ein Schreiben des Hochmeisters Ulrich von Jungingen lautet: Dis ist die Copia der Briefe, die deszen nahgeschriben heren sint geschriben, Felichen noch Synen würden, dem Römischen konige, herrn Lodewig Phaltzgrafen, Menz, Collen, Tryre, Sachsen, Brunswick, Osterreich, Wirtemberg, Norenberg, Nyßen, Denemark dem konige, der koniginne, frankreich, Engeland, Burgundie, Broband, Gelrn, Berge, Bischoff zu Frisingen, Katzenelbogen.

Synfeldige befulunge etc. Ew. . . . wol mag vornomen haben von der sache und schelunge zwischen dem heren konige zu Polan syne Riche, mir und mynem Orden gewant, alz von des Landes wegen Samayten, das mir und mynem Orden vom pobistlichen Stule und vom heiligen Romischen Riche zu gerygent, und nemeleichin bie desir beidir leben konige zu Polan und herzog Witouts manchfeldlichen ist vorbriset und gegeben und nu wedir vorretlichen mit mynes Ordens unvorwintlichen grosen schaden, wedir Recht und in gutten getruwen genomen ist, Sundir allirley entsagung dorumb Ich mich von mynes Ordens wegen zu allem rechte habe dirboten beyde Geistlichin abir werltlichin, wo mir das hette gefuget, das mich alles nicht helffen mochte noch mir und mynem Orden zu stüer komen, und do mit gewalt wart gedrungen und mit grosen unrechte, das Ich syn veynt muste werden und mit Im krigen und

nicht alleyne mynes Ordens vorterpniße vorchte, sundir der ganzen Cristenheit. das mich Im grosten (am meisten) zu frige hat beweget. Dor noch andirweith Ich alle myne sachen volmechtlichen was gegangen czu dem Allirdurchluchsten forsten mynen gnedigen hern hern Wenzelaw Bemischen konige, der syne achtbare Sendeboten als den Iruchten forsten hern Conrad herzog zur Delsen etc. zu mir sante usnemende eynen frede bis of Johannis Baptiste tag, etc. Allirdurchluchster forste und gnediger here, zu dem selbin ussproche, do zwischen of Inuocavit nehistvorgangen geschen, Ich mynes Ordens Gebitiger mit vollirmacht sante, mynes Rechts wartende und das czu volfüren, do von ich euvern Grosmechtigkeit vor geschriben habe. Der selbe usspruch zu der czit lobelich geschach vorf mynem hern konige czu Behemen synen forsten und wysen Rethen und mit syne angehangen Ingesegil vorsigelt, den ich bei mir habe; und den czu volzien und mit reyhern Rathe in eyn ewiges besteen czu brengende und sichirre besefenunge wart abir andirweit of die nehistvorgangen Pffingisten uns beyden teylen eynen tag gelegit, dor czu Ich ouch myns Ordens Gebitiger ganzmechtig gesant habe ten Breslaw, do die Polan von Tres heren koniges wegen den usspruch nich vorliben noch ofnemen wolden; Sundir umb ganzis vorterpnißes und vortilgunge mynes Ordens meynet czu frigen mit mir und werde tegelich gewarnet von mynes Ordens frunde und gunnern, Rittern und knechten, wie das her sich sterket und bemannet mit Cristen und heiden alz Russen und Tatern und andern ungloubigen und sust umb leute sich bewirbet, we her kan und mag, meynende mynes Orden lande obirzien und die czu beschedigen. Worumb Allirdurchluchte forste, Grosmechtiger konig und liber gn. her, Ich euwer kon. Hochw. mit andachtigen beten flisliclichen bitte, das Ir ansehen geruchet Got den almechtigen czu vorderste, und myne und mynes Ordens gerechtikeit, dor czu Ich mich ofte und dicke dirboten habe und gegeben, und zemlich vorterpniße an mynem Orden und ersten an der Cristenheit czu herzen nemet und wellet gunen (gönnen) euwir Hochwirdikeit heren, forsten, Rittern und knechten mynes Ordens lande zu besuchen, welche die do gnade haben luterlich (lauter) durch Got und Ritterschaft und czu beschirmunge der heiligen Cristenheit, dor umb Ich mit mynem ganzen Orden den almechtigen got vor euwer gelückselig czunemen und langes Leben andachtliclichen bitten wil."

Um auch öffentlich dartin zu können, daß das Recht auf seiner Seite sei, ließ sich der Hochmeister vom Böhmenkönig eine Urkunde darüber ausstellen, daß der Orden seinen Spruch in allen Punkten gehalten habe, der Polenkönig ihm aber nicht nachgekommen sei; der Hochmeister sei daher aller durch die Anerkennung des Spruchs übernommenen Verpflichtungen ledig.

Noch bis kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten muß Ulrich von Jungingen gehofft haben, sie würden sich vermeiden lassen; das zeigt ein Brief, den er in jener Zeit an die Schwester des Polenkönigs, die Herzogin Alexandra von Masowien, schrieb. Für die Geschenke dankend, die sie ihm kürzlich übersandt hatte, erwidert er auf ihren Wunsch, daß zwischen dem Orden und ihrem Bruder der Friede aufrecht erhalten werden möge: „Geruhet, liebe, sonderliche Frau, zu wissen, daß wir alle Zeit vor dem erweckten Kriege mit ganzen Kräften danach gestanden haben, und Friede und Gemach von ganzem Herzen geliebt und gelitten hätten, folgend dem Weg unsres Vorfahren, denn es ist offenbar, daß wir vor derselben Zeit den König, Euern lieben Bruder, häufig mit Briefen und auch durch unsere Gebietiger, die wir zu ihm sandten, demütig gebeten haben, daß er durch Gott und um seiner barmherzigen Mutter willen uns und unsern Orden nicht argete, sondern unser holder Herr wäre; und wenn es seiner königlichen Majestät dünkete, daß seine Gnade oder sein Reich irgend von uns oder unserm Orden verkürzt wäre, wir wollten uns williglich zum Rechte, zum geistlichen und weltlichen geben. Wir ließen damals alle Ritter und Knechte bitten, daß sie den Herrn König durch Gott dazu halten wollten, daß er seine Ungunst von uns wolle kehren und sich am Rechte genügen lasse, denn der, dem alle Heimlichkeit offenbar ist, erkennt wohl, daß unser ganzes Begehren und unsere Meinung alle Zeit zum Frieden stand und nicht zu Krieg. [Es folgen nun Auseinandersetzungen über die Ursachen des Krieges und die Vergleichsversuche.] Und wenn Ihr berührt, daß wir den Streit mit dem Könige doch wohl noch enden und niederlegen möchten, wenn wir nur Leute, die Frieden liebten, dazu nähmen, erlauchte Fürstin und liebe Frau, wolle der barmherzige Gott, daß das sein möchte; es soll an uns nimmer gebrechen. Aber Euere Großmächtigkeit mag es selbst wohl erkennen, sintemal uns das Recht und ein solcher Fürst (der König von Böhmen) nicht (friedlich) scheiden kann, so können wir zu Vergleich und Recht keinen Trost mehr haben, und müssen uns Unrechts und Gewalt besorgen, denn hätte uns Recht und Vergleich helfen können, und hätte man das von uns annehmen wollen, so viel und oft wir uns dazu erboten haben, wir hätten des Streitens lange ein Ende. Jedoch wäre noch irgend ein Fürst, der zu Herzen nehmen und betrachten wollte den Schaden, der von solchem Kriege kommen mag und könnte er uns noch entscheiden nach Gleich und Recht, wir wollten mit Willen gerne folgen. Wollte Gott, daß die, die den Herrn König zu Krieg halten, solches auch betrachteten und ihm danach raten wollten, so hofften wir wohl, daß dann noch aller Krieg und Streit aufhören würde und ein jeglich Teil sich am Rechte genügen ließe.“

Der Brief hatte keinerlei Erfolg, ja er bewirkte noch nicht einmal, daß der Gemahl der Herzogin, Semowit, der Ordenssache treu blieb, auch er schloß sich, wie es sein Bruder Johann schon längst getan hatte, jetzt der Sache Polens an.

IV. Die Rüstungen während des Waffenstillstands.

Trotz seines unerschütterlichen Glaubens an die Möglichkeit einer friedlichen Lösung des Konflikts hatte der Hochmeister Ulrich von Jungingen nicht versäumt, die Rüstungen zu vervollständigen. Nach dem Verhandlungstag zu Prag (Februar 1410) erließ er an die Komture des Kulmerlands, das zunächst gefährdet schien, den Befehl, „zuzujagen“, sobald sich Kriegsgeschrei erhebe; nur die Komture von Althaus und Strasburg, der Kellermeister von Thorn und der Vogt von Brattian sollten zur Verteidigung ihrer Burgen zurückbleiben. Im übrigen solle jeder Gebietiger seinen Hauskomtur oder einen andern tüchtigen Bruder zurücklassen, dem die übrigen zu gehorchen hätten. Redliche und ehrbare Leute, die zu schwach zum Dienst im offenen Felde seien, solle man mit den Bauern zur Bemannung der Burgen verwenden, doch sie vorher den Eid des Gehorsams leisten lassen; in Strasburg solle der Komtur möglichst viele wehrhafte Bürger zur Stadtwehr aufbringen. Was nach Bemannung der Burgen von Landvolk noch übrig bleibe, solle in Dörfern, deren Bewohner am besten beritten seien, zur Hälfte seinem Herrn folgen, zur Hälfte daheim bleiben; ebenso in den Städten. Jeder, der ein Roß habe, müsse mit zujagen. Man solle mit allen Rittern und Knechten Heerschau halten im ganzen Kulmerland. Söldner wurden in den verschiedensten Teilen des Reichs geworben, namentlich in Böhmen, Schlesien, Franken, der Lausitz, Meissen, Thüringen und den Rheinlanden. Der Komtur von Thorn schreibt in seinem Bericht über die Verhandlungen zu Prag: „Als Ir schreibt, das wir dreyhundert Spys (Spieße)*) sellen offnemen, der wellen wir mit uns brengen so wir meiste mogen, und hinder uns bestellen, das die andern nach komen, also das die III^o Spys off Sente Johannistag folkomelich zu Prussen seyn.“ Die Namen der Söldnerführer und sonstigen Edelleute, die damals in großer Zahl dem Orden zuzogen, hat dessen Goldbuch vom Jahre 1410 aufbewahrt. Es finden sich die Namen Kottewitz, Liebenau, Redern,

*) Bedeutung s. S. 47.

Rittlitz, Schellendorf, Gersdorf, Borsniz, Hakeborn, Eulenburg, Dohny, Zedlitz, Reibenitz, Hoberg, Klingenstein, Wesseling, Bogau, Haugwitz, Zehschwitz, Sterz, Zeteritz, Stechau, Reichenbach, Brunau, Pretewitz, Panwitz, Seidlitz, Maltitz, Blankenstein, Mostitz, Köferitz, Heynitz, Waldau, Kanitz, Köneritz, Schliesen, Stosch, Hammerstein, Heide, Kalkreit u. a. Von Fürsten kamen trotz der zahlreichen Gesuche um Unterstützung nur zwei: der schlesische Herzog Konrad von Ols und Kasimir, der Sohn des Herzogs von Stettin, des einzigen pommerischen Fürsten, der sich (gegen Bezahlung) der Sache des Ordens anschloß.

Die Grenzgebiete ganz von Verteidigern zu entblößen und seine gesamten Streitkräfte auf einem Punkt und zu einem Zweck zusammenzuziehen, wagte der Hochmeister nicht; er trug vielmehr für einen ausgiebigen Grenzschutz von der Neumark bis an die Memel, also auf eine Strecke von rund 600 km, Sorge: in der Neumark stand deren Vogt, Michael Rüdemeister von Sternberg, unweit Friedland der Komtur von Schlochau, östlich davon der Komtur von Tuchel, im östlichen Pommerellen der Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, bei Thorn der Komtur von Ragnit, nördlich des Landes Dobrzin an der Drewenz der Komtur von Birgelau, bei Soldau der Ordensmarschall mit den Komturen von Osterode und Strasburg, den Bögten von Brattian und Dirschau und dem Kontingent des samländischen Bischofs, jenseits der ungangbaren „Wildnis“ (um Johannsburg) bis an den Pregel der Komtur von Rhein, am Memelfluß der Komtur von Memel mit einem großen Aufgebot von Bauern aus der Gegend von Tilsit, Ragnit und Labiau. —

Ueber die Zahl der durch die angestregten Rüstungen des Ordens zusammengebrachten Streitkräfte sind bestimmte zeitgenössische Nachrichten nicht überliefert. Die Angaben späterer Chronisten, die zum Teil bis zu mehreren Hunderttausenden gehen, sind vollkommen legendenhaft, aber trotzdem bis in neuere Zeit auch von ernstern Forschern übernommen worden.

Die Zahl spielt im Krieg eine große Rolle, es ist daher unerläßlich, sich schätzungsweise über die Stärke des Ordensheers klar zu werden; man erhält dadurch gleichzeitig auch ein Bild von seiner Zusammensetzung.

Die Kriegsbereitschaft in den Ordenslanden war, entsprechend ihrem Charakter als Kolonien inmitten streitbarer Naturvölker, außerordentlich hoch. Es genügten wenige Tage, um mittels des durch das ganze Land erlassenen „Geschreis“ ein Heer zusammenzubringen. Im Feldzug von 1414 beispielsweise erging die erste Aufforderung des Hochmeisters an die Stadt Danzig, sich bereit zu halten, am 11. August; am 19. folgte der Befehl des Hochmeisters zum Aus-

rücken, und schon am 24. langte das Danziger Aufgebot bei Braunsberg an. Die Bekanntgabe des Mobilmachungsbefehls erfolgte durch Laufbriefe. Ein solcher Laufbrief aus dem Mai 1410 lautet z. B.: „Wissentlich sy allen erbaren luthen, wy wir mehre haben, das Witawt mit eym großen here in das lant wil sprengen hute oder moren, hirumb bitte wir fleislich, das iclicher sich bereyete, czu czu jagen, wo man In heiset, wen sich die mehre irvolget.“

Die Mobilmachung von 1410 ist deshalb von besonderem Interesse, weil jetzt zum ersten Mal die Gesamtstreitkräfte der Ordenslande aufgeboten wurden. Zur Ermittlung ihrer ungefähren Stärke bieten sich zwei Wege: die Berechnung auf Grund der von den Polen bei Tannenberg erbeuteten Banner und der in damaliger Zeit die Norm bildenden taktischen Gliederung, oder die Schätzung auf Grund der durch die Landesgesetze festgelegten Verpflichtung zum Kriegsdienst und der noch vorhandenen Zinsbücher.

Die Gestaltungs-Einheit war in jener Zeit — abgesehen von dem einzelnen Gewappneten — im allgemeinen der Spieß, auch Gleve oder Glevenie bezeichnet, zu vier Pferden. Davon ritt „das Roß“ der Gewappnete, der schwerk gepanzerte Ritter, der Lanze, Schwert und Schild führte, das zweite der leichtgerüstete Knappe oder Diener, das dritte der mit Bogen, oder häufiger Armbrust bewaffnete Schütze; das vierte Pferd ritt der Ritter auf dem Marsch. An Stelle des Ritters konnte auch ein schwerk gewappneter „ehrbarer“ oder „edler Knecht“ (d. h. von rittermäßiger Abkunft) treten. In den Soldverträgen des Ordens vom Jahre 1390 werden z. B. gefordert: „100 Glevenien guter Ritter und Knechte mit ganzem Harnisch von Haupt zu Fuß und dazu 100 Schützen. Dieselben 100 Glevenien sollen haben 400 Pferde.“

„100 Wohlgewappnete und 100 Schützen, die da haben sollen 400 Pferde.“

„40 Ritter und Knechte wohlgewappnet und 40 Schützen.“

Gerade damals begann sich eine Aenderung in der Zusammensetzung des „Spießes“ einzubürgern: infolge der zunehmenden Bedeutung der Fernwaffen trat an Stelle des Knappen vielfach ein zweiter Schütze. Wahrscheinlich dienten nicht nur die Söldner in der Spieß-Abteilung, sondern sie war auch für das Landesaufgebot maßgebend.

20—100 Spieße zusammen bildeten die taktische Einheit, das Banner (Banderie, Fahne, Fähnlein), so genannt, weil es unter einem gemeinsamen Banner folgt. Geführt wurden diese Schlachthaufen im Ordensheer meist von Gebietigern, die der größeren städtischen Aufgebote vielfach von den Bürgermeistern. —

46 von den Polen bei Tannenberg erbeutete Banner sind nachmals in der St. Stanislaus-Kapelle auf der Burg zu Krakau

aufgehängt und von dem polnischen Domherrn und Historiker Długosz, dessen Vater bei Tannenberg mitgefochten hatte, beschrieben worden; auch hat er sie von einem Maler abbilden lassen; sieben der unter diesen Bannern fechtenden Schlachthausen gibt er zu 60, 70, 80 und 100 Speißen an. Bringt man nun in Anrechnung, daß nicht alle Banner des Ordensheeres in die Hände der Polen gefallen sein werden, so ergibt sich für seine Stärke bei Tannenberg die Zahl von ca. 13 000—14 000 berittenen Streitern.

Für die Stärke des Fußvolks fehlen alle Anhaltspunkte; es kommt aber bei den Ritterschlachten, deren eine reinsten Gepräges der Kampf bei Tannenberg darstellt, als fechtende Truppe nicht in Betracht; es diente zur Herstellung und Verteidigung der Wagnburg hinter der Schlachtlinie, auf dem Marsch fielen ihm Pionierarbeiten, Sicherung des Troßes und ähnliche Aufgaben zu.

Man wird die Stärke des Fußvolks des im Felde stehenden Ordensheeres auf etwa 4 000—6 000 Mann veranschlagen können; ca. ebensoviel bildeten die Besatzung der Burgen.

Das Geschützwesen hatte gerade durch Ulrich von Jungingen starke Förderung erfahren, nachdem der Gebrauch von Büchsen schon seit 1362 im Orden in Aufnahme gekommen war (Lotbüchsen, aus denen man Blei schoß). Steinbüchsen, die Steine schleuderten, wurden 1381 zum ersten Mal verwendet. Die Büchsen hatten sehr verschiedenes Kaliber: die kleinen schossen Kugeln von der Größe einer Faust (ca. $\frac{1}{2}$ Pfd. schwer) bis zur Größe einer „Boßkeule“ (Regelfugel) (bis zu 10 Pfd. Gewicht). Zu den großen Steinbüchsen zählten schon die, welche Kugeln „als groß als ein Haupt“ (ca. 25 Pfd.) schossen. Die mittleren hatten 10—25 Pfd. Kugelgewicht. Im Jahre 1408 war in der Geschützgießerei in Marienburg eine besonders große Büchse gegossen worden. Es wurden dazu 231 Zentner Metall (Mischung von Kupfer, Zinn und Blei) verwendet; das Rohr muß also gegen 200 Zentner gewogen haben; es schleuderte Steinkugeln von 9 Zentner Gewicht. Die Büchse bestand aus zwei Teilen, die zusammengeschraubt wurden; ihre Ausrüstung im Feldzuge von 1409 waren 14 Kugeln gewesen, die jede auf besonderem Wagen transportiert werden mußten. Diesem Geschütz verdankte man damals (1409) wesentlich die schnelle Eroberung der Burgen im Lande Dobrzin.

Unter den Lotbüchsen nahmen die Terrasbüchsen die erste Stelle ein. Sie gestatteten infolge der langen Rohre den direkten Schuß und haben ihren Namen von ihrer ersten Verwendung auf den Bollwerken (Terras) vor den Toren der Städte und Burgen. Sie hatten meist kleines, höchstens mittleres Kaliber, die kleinsten waren Handbüchsen. Die Terrasbüchsen waren als Feldgeschütze besonders beliebt. Die Zahl der Geschütze, die der deutsche Orden

vor 1410 besaß, hat man berechnet auf 213 Stück. Ein großer Teil davon befand sich bei der Feldarmee, hat aber auf den Verlauf der Schlacht bei Tannenberg keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt. —

Ähnliche Ergebnisse, wie die Zusammenstellung der wahrscheinlichlichen Zahl der Banner des Ordensheeres, ergibt die Berechnung der Stärke des Landesaufgebots auf Grund der noch vorhandenen Zinsbücher und der Söldnerscharen nach dem Soldbuch. Danach hat man die „Dienste“ im Ordensstaat Preußen berechnet auf 774 kulmische und magdeburgische*), 974 Schulzen- und 2820 polnische und preußische Dienste, die zusammen gegen 5000 Reiter ausmachten. Die vier preußischen Bistümer bildeten ein Drittel des Ordensgebiets östlich der Weichsel, das von ihnen gestellte Reiterkontingent wird also ca. 1000—1300 Mann betragen haben, das der preußischen Städte ca. 1200.

Die eigentliche Ordens-Streitmacht, die bei Tannenberg mitgefochten hat, schätzt man auf ca. 3000 Reiter, wovon die Zahl der Ritterbrüder etwa 800 betragen haben wird; sie würde der sicher überlieferten Zahl von 203 gefallenen Ritterbrüder entsprechen. Die Statuten des Ordens bestimmten, daß die Ordenskräfte in drei Scharen fochten: die Ritterbrüder unter dem Marschall, die Nicht-Ritter und Turkopulen**) unter dem Turkopelier, die Schildknechte unter einem Sariantbruder. Diese Einteilung wird sich, wenn es auch in Preußen keine Turkopulen mehr gab, doch dem Prinzip nach erhalten haben.

*) d. h. nach der bei der Vergebung von Land u. nach kulmischem oder magdeburgischem Recht eingegangenen Dienstverpflichtung. Sie war verhältnismäßig beschränkt, der Orden strebte daher mit allen Mitteln danach, die Beschränkungen aufzuheben. Die Schulzen waren als Lokatoren der Dörfer, als Dorfgründer, durch besondere Vergünstigungen meist zu „ungemeßenen“ Kriegsdienst verpflichtet, desgleichen die preußischen und polnischen Dienstpflichtigen.

**) Turkopulen waren ursprünglich Mischlinge von türkischen oder arabischen Vätern und griechischen Müttern; dann leichte Hilfstruppen der Franken in Syrien; von dem Orden in Syrien vielfach verwandt. Der Ausdruck kommt bei preußischen Chronisten nicht mehr vor, hat sich aber in dem Wort Turkaspel = schwarzes Brot des niederen Volks bis ins 15. Jhrhdt. erhalten. Sariantbrüder werden sonst nur noch einmal in den Statuten erwähnt als zum Stab des Hochmeisters gehörig; sie waren in die Bruderschaft eingeschlossen, fochten aber, leichter bewaffnet als die Ritterbrüder, unter besonderem Hauptmann. Das Wort ist nach G. Freytag abzuleiten von „Sar“ = das Kettenhemd.

Näheres über die einzelnen Kategorien der Ordensmitgliedschaft sowie über die militärischen Dienstvorschriften des Ordens s. in dem I. Bd. meiner Geschichte des deutschen Ritterordens.

Die Bundestruppen des Ordens bestanden aus den Bannern der Herzöge von Stettin und Dels (je 300 Reiter) und fünf Bannern freiwillig an dem Feldzug teilnehmender fremder „Gäste“, ca. 1000—1200 Reiter.

Die an der Schlacht beteiligten Söldner zählten ausweislich des Soldbuchs gegen 2800 Reiter.

Alle diese Zahlen zusammen ergeben eine Summe von rund 14500—15000 Reitern; dabei ist aber das eigentliche Landesaufgebot („Dienste“, bischöfliche und städtische Kontingente) in seiner vollen Stärke gerechnet, in der es bei Tannenberg wohl nicht zugegen war. —

Ueber die Rüstungen in Polen drangen allerlei Nachrichten zum Hochmeister: schon im Februar meldete der Komtur von Thorn aus Prag in seinem Bericht über die dortigen Verhandlungen: „Duch sprechen sie, das der koning von Polan X M (10000) Pferde von fremden solke bey Im habe, des wir doch nicht ganz gelouben (glauben) konnen; Sunder wir wissen wol, das her vaste (sehr) viel folkes besprochen hat und viel lozer lute zu Im czihen“. Auch aus den polnischen Grenzprovinzen wurden starke Truppenansammlungen gemeldet und ein Komtur, der seinen „Warner“ als Kaufmann verkleidet durch Masowien gehen ließ, berichtete von wiederholten Zusammenkünften zwischen dem König, dem Herzog von Masowien und Witowd. In der That erfolgten die Rüstungen in Polen in einem bis dahin unerhörten Umfang: zu dem eigentlichen polnischen Aufgebot, das auch durch die aus ungarischen Diensten zurückgerufenen Kräfte verstärkt wurde, traten böhmische und mährische Söldner*), sowie bedeutende Hilfstruppen aus den benachbarten russischen Provinzen, aus der Moldau, Walachei, und Bessarabien. Von besonderem Wert war für den Polenkönig das Bündnis mit den beiden Herzögen von Masowien: ein Einbruch in Preußen mit einem feindlichen Masowien im Rücken barg große Gefahren in sich. Witowd sammelte in Littauen außer dem Aufgebot aus seinen Landen auch heidnische Samaiten und schismatische Russen, unter denen die von Smolensk als besonders tüchtig galten. — Auf die außerordentliche Sorgfalt und Umsicht, mit der alle Vorbereitungen für den Feldzug getroffen worden sein müssen, können wir nur aus den späteren Tatsachen schließen; nur spärlich sind die überlieferten Einzelheiten: so ließ Wladislaw schon seit Februar 1410 seine Jagden abtreiben und das Wild einpöfeln, um es zur

*) Auch in Deutschland hatte der Polenkönig Söldner anzuwerben versucht, — ein weiterer Beweis, wie wenig es sich um einen Kampf der Nationen handelte. Der Polenkönig führte nicht Krieg gegen die Deutschen, sondern gegen den Orden.

Berpflegung der Operationsarmee an die untere Weichsel zu senden. Von Przysion an der oberen Weichsel gingen allein 50 große Rähne mit Wild nach Plozk ab. Auch die Herstellung der Schiffbrücke über die Weichsel bei dem Kloster Czermink östlich Plozk, auf der das ganze Heer am 30. Juni die Weichsel überschritt, muß langer Hand auf das sorgfältigste vorbereitet worden sein. —

Nachdem schon Anfang April das Aufgebot erlassen und die Versammlung der einzelnen Heeresteile genau geregelt war,*) versah der König Ende Mai die befestigten Grenzplätze Bromberg, Inowrazlaw und Brzez in Kujawien mit starken Besatzungen.

Noch unsinniger, als die des Ordensheeres, ist die Stärke des polnisch-litauischen von späteren Chronisten übertrieben worden: die Angaben schwanken zwischen 160 000 und 5 Millionen. Einigen Anhalt geben auch hier die Angaben des Dlugos über die Zahl der Banner; danach kann man die Polen mit ihren Hilstruppen auf ca. 12 000 bis 15 000 Reiter schätzen, die Scharen Witowds auf 6000—8000. Daß das polnisch-litauische Heer den Ordenskräften bei Tannenberg erheblich überlegen war, wird übereinstimmend berichtet. Betreffs des Fußvolks fehlen auch hier alle Angaben, über Verwendung von Artillerie auf polnischer Seite ist nichts überliefert. Gliederung und Bewaffnung war bei den Polen im wesentlichen der preußischen ähnlich, die leichten Reiterescharen Witowds waren den Panzerreitern natürlich unterlegen. —

Mit Nachrichten scheint der Polenkönig gut bedient gewesen zu sein: in einem anonymen Brief an den Hochmeister aus dem Frühjahr 1410, der vor ungetreuen Untertanen warnte, heißt es unter anderm: „Es ist mir leit, das Ir so gar untrüwe folk habt in euwerm lande, dem Ir truwet, also der von Weifin, der Pfarrer. Alles das her kan wissen und befragen, das weis der Bischoff von der Cohan (Kujawien) und der konig und die Polen; und her hat Beteler (Bettler) ufgehn, czwene adir (oder) drey, die gehen vor euwir slosse und in euwir hove, wo Ir adir der orden sie hat, und vorhören, und was sie denn hören, das richtet her in Polen uf.“

Im Gegensatz dazu scheint der Hochmeister besonders über die Absichten der Gegner sehr schlecht unterrichtet gewesen zu sein.

*) Näheres siehe unter Heeresbewegungen.

V. Die Heeresbewegungen, die zur Schlacht bei Tannenberg führten

(Anfang Juni bis 15. Juli 1410).

Zeit.	Polnisch-litauisches Heer.	Ordensheer.
Anfang Juni 1410.	Versammlung der litauischen Kräfte unter dem Großfürsten Witowd am Narew. Vormarsch am Narew entlang zur Vereinigung mit König Wladislaw.	Bezgl. der Grenzschutz-Detachements s. unter „Rüstungen während des Waffenstillstands“.
Mitte Juni.		Beginn der Versammlung der Kontingente des Ordensheers sowie der Hilfskräfte aus Deutschland zwischen Schwetz und der Engelsburg. Am 10. Juni bereits war der Hochmeister Ulrich von Jungingen auf der Engelsburg eingetroffen. Die Grenzkontureien blieben besetzt. Ein namhafter Teil der Ordenskräfte scheint noch bei Marienburg zurückgehalten worden zu sein.
24. 6. (Ablauf des Waffenstillstands).	Wladislaw mit Aufgeboten aus Kleinpolen und den Nachbargebieten sowie den Söldnern bei Wolborz unweit Petrikau. Von Westen die Großpolen im Anmarsch; nördlich standen die Masowier bereit. Polnische Truppen plündern in der Umgebung Thorn's. Zur Deckung gegen einen etwaigen Angriff seitens des ordensfreundlichen Ungarerkönigs wird Joh. von Sczekoczim mit den Truppen aus den Grenzbezirken in Sancedez zurückgelassen.	Ulrich von Jungingen in Thorn; nach ergebnislosen Friedensverhandlungen mit den ungarischen Gesandten wird der Waffenstillstand auf Bitten Ulrichs um zehn Tage, also bis 4. Juli, verlängert. Zu diesem auffallenden Schritt, durch den er wichtige Vorteile aus der Hand gab und dem Gegner die Vereinigung seiner Kräfte erleichterte, wurde der Hochmeister wahrscheinlich durch die Verzögerung der Ankunft vieler deutscher Söldner veranlaßt. —
26. 6.	Vormarsch Wladislaws in nördlicher Richtung über Lu-	Die Komture von Schlochau und Tuchel unternehmen Beute-

Zeit.	Polnisch-litauisches Heer.	Ordensheer.
27. 6.	hochnia. Es werden erreicht: Wysokienice.	züge in die benachbarten polnischen Grenzbezirke.
28. 6.	Samice.	
29. 6.	Koslow (jenseits der Bzura).	
30. 6.	Kloster Czermwinsk bei Plozsk. Vereinigung mit den Großpolen.*) Uebergang über die Weichsel auf einer für diesen Zweck hergestellten Schiffbrücke. Die Brücke wird mit einem Brückenkopf und einer starken Bedeckung versehen und nach bewerkstelligtem Uebergang weiter stromabwärts geführt.	
1. 7.	In den nächsten Tagen, während deren der König an der Weichsel stehen blieb, Vereinigung mit dem längs des Narew heranmarschierenden Witowd und mit den masowischen Herzögen.	Auf die Nachricht vom Vormarsch des Gegners gegen die mittlere Drenenz**) schleuniges Zusammenziehen der Ordensstreitkräfte (auch der noch bei Marienburg stehenden, des Komturs von Tuchel und des Detachements Soldau unter dem Ordensmarschall) bei Kauernik.
2. 7.	Fortsetzung des Vormarschs in nördlicher Richtung.	
3. 7.	Der polnische Hauptmann in Bromberg benutzt trotz des	

*) Manchen Berichten zufolge vereinigten sich die Großpolen erst nördlich der Weichsel mit Wladislaw. Da sie von Westen heranrückten, erscheint es wahrscheinlicher, daß sie vor dem Ueberschreiten des Flusses schon zum König stießen.

**) Die Vereinigung der feindlichen Kräfte und ihr Uebergang über die Weichsel scheint den Hochmeister vollständig überrascht zu haben. Der sonst so ausgezeichnete Nachrichtendienst des Ordens hatte hier versagt. Offenbar waren auf polnisch-litauischer Seite die Maßnahmen sehr geheim gehalten und durch Ausprengen falscher Nachrichten verschleiert worden; auf letzteres deutet auch — wenn man dem polnischen Chronisten Dlugosj Glauben schenken darf — die Unterredung des Hochmeisters mit dem der ungarischen Gesandtschaft beigegebenen Polen Skoraczewski Ansg. Juli. St. war bei dem Weichselübergang zugegen gewesen und hatte dort Witowd selbst gesehen. Aber der Hochmeister sah in seinen Aussagen nur lügnerische Aufschneiderei und sagte den ungarischen Gesandten, er wisse von zuverlässigen Leuten, der König mühe sich vergeblich, über die Weichsel zu kommen, und viele Polen seien bei dem Versuch, sie auf Furten zu überschreiten, umgekommen; auch Witowd verjüchte vergeblich, über den Narew zu gelangen.

Zeit.	Polnisch-litauisches Heer.	Ordensheer.
4. 7. (Ab- lauf des neuen Waffen- still- stands). 5. 7.	Waffenstillstands die Räumung des linken Weichselufers durch die Ordensstruppen zu Streifzügen über die Grenze. Die zu seiner Vertreibung vom Komtur von Schwes, Heinrich v. Plauen, entsandten Ordensstruppen erleiden eine ernstliche Schlappe.	von Marienburg herangebrachter Geschütze zur nachhaltigen Verteidigung eingerichtet. Anfang Juli begibt sich Ulrich von Jungingen von Thorn nach Dt. Eylau; demnächst nach Kauernik. Wahrscheinlich infolge der bei Schwes erlittenen Schlappe wird das Detachement Heinrichs von Plauen auf dem linken Weichselufer durch eine größere Zahl Söldner, nach dem Soldbuch 600 Spieße, verstärkt.
6. 7.	Ueberschreiten der Wkra.	
7. 7.	Das Land Zawkrze erreicht, das von Herzog Semowit von Masowien dem Orden verpfändet und deshalb bereits als feindliches Gebiet zu betrachten war.	
8. 7.	Ruhetag bei Baudzin.	Ein Teil der um Soldau zusammengezogenen Ordensstruppen rückt in der Frühe nach Kauernik ab; der Rest folgte wahrscheinlich noch an demselben oder dem nächsten Tage.
9. 7.	Ueberschreiten der Grenze des eigentlichen Ordensgebiets südlich Lautenburg. Lautenburg wird geplündert und verbrannt.	

Zeit.	Polnisch-litauisches Heer.	Ordensheer.
10. 7.	Vormarsch gegen die Drewenz in Richtung Kauernik.	
11. 7.	Rückmarsch nach Lautenburg und Weitermarsch in Richtung Soldau.	11. oder 12. 7. Uebergang auf das östliche (linke) Ufer der Drewenz bei Brattian am Einfluß der Welle in die Drewenz, wo der Hochmeister vorher 12 Brücken über den Fluß hatte schlagen lassen.
12. 7.	Im Lager bei Hohendorf (Wissoka), westlich Soldau Eintreffen der Kriegserklärung König Sigismunds von Ungarn, der nur wenig Bedeutung beigelegt wird; dem Heer teilt sie der König gar nicht mit.	
13. 7.	Weitermarsch in nördlicher Richtung auf Gilgenburg. Südlich der Stadt wird ein Lager bezogen. Gilgenburg wird genommen, geplündert und verbrannt. Die Einwohner und das in die Stadt geflüchtete Landvolk werden zum größten Teil niedergemacht.	
14. 7.	Ruhetag.	Am Abend Eintreffen der Nachricht von der Verwüstung Gilgenburgs.
15. 7.	Vormarsch um die Südspitze des Damerau-Sees herum in nördlicher Richtung.	Noch vor Tagesanbruch Vormarsch in östlicher Richtung auf Seemen.*)

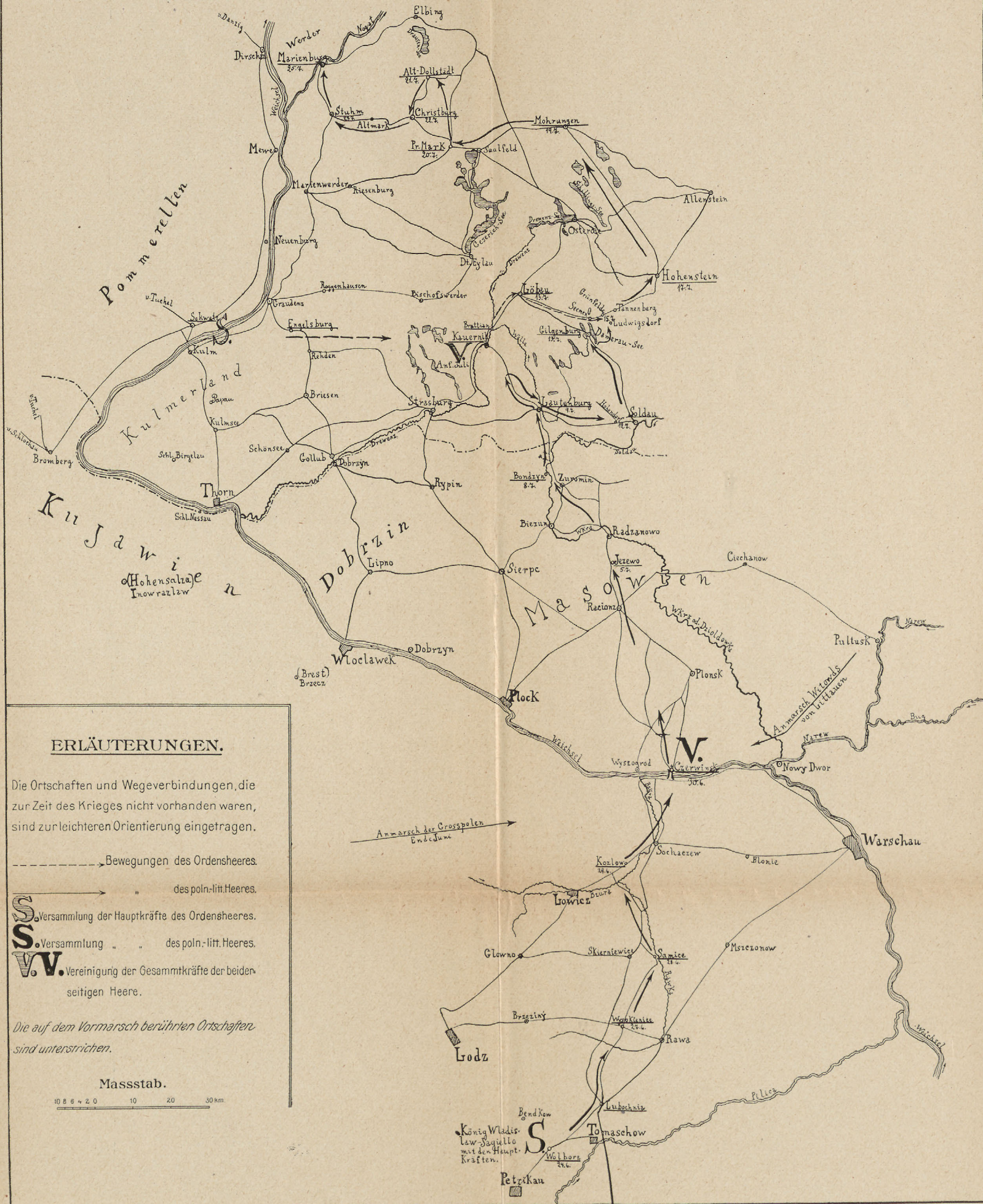
*) „Diese grose smoheyt und lastir ging dem meister, dem ganczin ordin und allin rittern und knechtin von gesten gar gros ezu herczin und ezogin mit eyntrechtigem mute und willin dem konige enlegen von der Lobow czum Tannenberge.“ (Joh. Lindenblatt, gen. von Possilge.)

Beurteilung der Heeresbewegungen bis zur Schlacht bei Tannenberg.

Die beiderseitigen Heeresbewegungen sind von besonderem Interesse, weil sie im Gegensatz zur sonstigen mittelalterlichen Kriegsführung stehen, trotzdem die Zusammensetzung der Heere ein durchaus mittelalterliches Gepräge trug: sie bestanden vorwiegend aus schwer gepanzerten Reitergeschwadern. Im Vergleich zur Kriegskunst der antiken Kulturvölker stand die des Mittelalters auf einer merkwürdig niedrigen Stufe. Von großen ineinander greifenden Feldzugsplänen, von strategischen Kombinationen finden sich selten, ja fast nur in den italienischen Kriegen der beiden Staufenkaiser Friedrich I. und II. Spuren. Gewöhnlich gehen die Heere rasch aufeinander los, um möglichst bald eine Schlacht zu schlagen, nach der dann das Unternehmen abgebrochen wurde. Wenn man erwägt, wie einseitig die Leistungsfähigkeit der schwer bewaffneten Panzerreiter sein mußte, wie abhängig größere Massen schwerer Rasse von Futter und Wasser sind, welche Schwierigkeiten es den Kriegsführenden meistens bereitete, den Sold aufzubringen, so wird das verständlich. Dazu kam die Abhängigkeit der Fürsten von den Feudalherren des Landes: Im deutschen Reich hatte sich unter den sächsischen, salischen und hohenzstaufischen Kaisern wie manche andere Einrichtung der alten karolingischen Verfassung auch die Wehrpflicht aller Freien der Theorie nach erhalten; der König schrieb vor, wieviel Mann jeder geistliche und weltliche Fürst aufzubringen habe: Grundlage der Reichskriegsverfassung war das Lehnswesen geworden; ein unmittelbares Aufgebot der hörigen Massen durch den König oder Fürsten war unmöglich, er mußte sich vielmehr an die Großen des Landes wenden, die dann das Aufgebot stellten. Diese waren nicht sowohl durch eine allgemeine Pflicht, sondern durch Einzelverträge gehalten, Heeresfolge zu leisten, oft für eine merkwürdig geringe Zeitdauer oder nur für bestimmte Kriegsschauplätze; auch waren die Fürsten zuweilen zu Schadenersatz für die durch die Heeresfolge verursachten Kriegsschäden verpflichtet, was alles nicht geeignet sein konnte, die Durchführung planmäßiger Feldzüge zu erleichtern und die Führung in ihren Entschlüssen unabhängig zu machen. Daß die Kriegsführung des deutschen Ordens ganz besonders arm ist an großangelegten Operationen, erklärt sich aus dem Charakter seiner Feldzüge: in Sumpfs- und Waldgelände galt es, die Schlupfwinkel von Naturvölkern aufzufuchen und ihre streitbaren Haufen zu zersprengen. fand man sie nicht, so versuchte man, sie durch Zerstörung ihrer Wohnsitze, Wegschleppen von Menschen, Vieh und Habe mürbe zu machen, bis sie sich unterwarfen. —

Übersichtsskizze

zu den Heeresbewegungen im Kriege 1409/11.



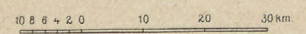
ERLÄUTERUNGEN.

Die Ortschaften und Wegeverbindungen, die zur Zeit des Krieges nicht vorhanden waren, sind zur leichteren Orientierung eingetragen.

- > Bewegungen des Ordensheeres.
- > " " des poln.-lit. Heeres.
- S** Versammlung der Hauptkräfte des Ordensheeres.
- S.V.** Versammlung " " des poln.-lit. Heeres.
- V.V.** Vereinigung der Gesamtkräfte der beiderseitigen Heere.

Die auf dem Vormarsch berührten Ortschaften sind unterstrichen.

Massstab.



Die Maßnahmen des polnisch-litauischen Heeres vor der Schlacht bei Tannenberg sind von einer erstaunlichen Planmäßigkeit: Schon der klar erkennbare leitende Gedanke: Vorstoß mit geschlossenen Kräften in das Herz des Ordenslandes trägt den Stempel des Großzügigen und weicht vollständig von der in jener Zeit üblichen Raubeinfall-Manier, die den Namen Kriegsführung gar nicht verdient, ab; er muß deshalb und um der damals ungeheuren Schwierigkeiten der Durchführung willen als ein Gedanke von genialer Kühnheit bezeichnet werden. Man wird im ganzen Mittelalter vergebens nach einem gleich großartigen strategischen Entwurf suchen. Bewundernswert ist auch die jeder Kritik stand haltende Ausführung: bei Ablauf des ersten Waffenstillstands, am 24. Juni, waren die Kräfte — in vier Gruppen (Wladislaw, Witowd, Großpolen, Masowier) zersplittert — 150 bis 250 km von einander entfernt. Raum acht Tage später sind sie an dem dafür fraglos günstigsten Punkt vereinigt, und ungesäumt erfolgt der Einbruch in das feindliche Gebiet.

Den Gepflogenheiten der damaligen Kriegsführung zufolge hätte man erwarten sollen, jede der vier Gruppen wäre auf eigene Faust losgezogen, irgendwo plündernd und brennend in das Ordensgebiet eingefallen und nach Zerstörung einiger Burgen mit reicher Beute von selbst wieder nach Hause gegangen oder von einem Teil der Ordenskräfte mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt worden; etwas ähnliches scheint der Hochmeister auch erwartet zu haben, wie seine Maßnahmen erkennen lassen. —

Man hat m. E. gar nicht nötig, als den geistigen Urheber des groß angelegten und mustergiltig durchgeführten Plans einen andern als den Polenkönig — etwa Witowd, wie das vielfach in Verkennung der Fähigkeiten Wladislaws geschehen ist — anzunehmen. Beweise werden sich zu Gunsten weder des einen noch des andern erbringen lassen, da sie beide nicht die dem Historiker so willkommene Gepflogenheit hatten, die ihren Maßnahmen zu Grunde liegenden Erwägungen aufzuschreiben, schriftlich zu denken, wie Napoleon, noch ihre Feldzüge kritisch zu beschreiben, wie Friedrich der Große. Es ist aber nicht nur das natürliche, daß man annimmt, der Feldzugsplan stamme von dem Leiter der Operationen, sondern er trägt in seiner ganzen vernunftgemäßen, zielsicheren Anlage auch viel mehr den Charakter der ruhigen Besonnenheit des Königs, als der wild zufahrenden Hektigkeit Witowds.

Voll zustimmen muß man auch dem Führer des polnisch-litauischen Heeres, daß er seine erste Absicht, von Lautenburg in gerader Richtung auf die Marienburg vorzustoßen, sofort aufgab, als er die Furt bei Kauernik stark besetzt und verteidigt fand.

Das scharfe und weite Ausbiegen nach Osten hatte wohl verschiedene Gründe: einmal wurde dadurch das seenreiche, sumpfige und waldige Gebiet des Welle-Flusses, der hier einen nach Norden offenen großen Bogen bildet, vermieden, und zweitens wurde das Ordensheer gezwungen, seine feste Stellung hinter der Drewenz zu verlassen und sich zum offenen Kampf zu stellen, der allein die Ueberlegenheit an Zahl der Polen-Littauer zur erwünschten Geltung bringen konnte. Die gründliche Verwüstung Gilgenburgs mußte dieser Hervorlockungstaktik kräftigsten Nachdruck verleihen. —

„Lieber ein bewohntes und behautes, als ein wüstes und ödes Land aufsuchen!“ soll die Kriegserklärung Ulrichs an die Gesandten des Polenkönigs gelautet haben. Er handelte nicht nach dem dort zum Ausdruck gebrachten Vorsatz, — vielmehr entschloß er sich von vornherein zur Defensive. Sie war keineswegs das gebotene für ihn, ja die riesige Ausdehnung der Grenzlinie des preußischen Ordensgebietes (einschl. der Neumark ca. 600 km) verbot eigentlich förmlich den Versuch, sie zu verteidigen; er mußte zur Verzettlung der Kräfte führen, ohne daß der Zweck — Schutz des Landes — erreicht wurde: die einzelnen Grenzschutz-Detachements konnten wohl kleineren Streifabteilungen, nicht aber größeren Massen des Gegners den Einbruch in das Ordensgebiet verwehren. Wenn es dem Hochmeister auch gelungen ist, einen Teil der Grenztruppen noch zur Entscheidungsschlacht heranzuführen, so fehlte ihm doch der größere, namentlich das starke Detachement Heinrichs von Plauen in Pommerellen und das Michael Rüdemeisters in der Neumark. Das Fehlen namhafter Kräfte bei der Entscheidung aber ist ein durch nichts zu entschuldigender Fehler der Führung.

Der Hochmeister hatte eben nicht mit einer großen Entscheidung und dementsprechend nicht mit der Vereinigung der gesamten polnisch-littauischen Kräfte gerechnet, sondern nur mit den sonst üblichen Teilunternehmungen der einzelnen Gruppen des Gegners. Gerade deren weite Trennung forderte aber zur Offensive heraus: ein Einbruch des livländischen Aufgebots in Litaun hätte Witowd sicher dort festgehalten, der Einmarsch des Hauptheeres des Ordens westlich der Weichsel in das Innere des Polenreichs den König gezwungen, sich ihm allein zur Entscheidungsschlacht zu stellen. Daß eine auf rasche Entscheidung des Feldzugs zielende Offensive großen Stils auch damals nicht unmöglich war, hat der Polenkönig gezeigt. — Die Vereinigung der gegnerischen Gruppen war die große Gefahr für den Orden, die Offensive das einzige Mittel, sie zu hindern. Aber Ulrich von Jungingen tat nicht nur nichts, sie zu hindern, sondern leistete ihr

noch geffentlich Vorschub, indem er noch vier Wochen vor Ablauf des Waffenstillstands einen Beifrieden mit Witowd abschloß und ihm so den ungestörten Marsch längs der preußischen Grenze zur Vereinigung mit dem Polenkönig ermöglichte. — Sicherlich war er ein Held, dieser Hochmeister, — ein Feldherr war er nicht!

Auch wenn man sich nicht zur Offensive mit dem Hauptheer entschließen konnte, so war doch das Festhalten Witowds im Norden nur durch einen Angriff auf sein Land zu erreichen; auf die Mitwirkung des litländischen Ordenszweigs mit seinen starken Hilfsquellen durfte keinesfalls verzichtet werden, es fiel ihm gerade hier eine überaus wichtige Aufgabe zu. Wollte man dann mit dem Hauptheer den Anmarsch des Polenkönigs erwarten, so erscheint der von Hochmeister bestimmte Sammelpunkt *Schweż* gut gewählt: er lag günstig für die von Deutschland zu erwartenden Söldnerscharen, und nach den Erfahrungen des vorigen Jahres war es wahrscheinlich, daß der Angriff der Polen von Großpolen her, also westlich der Weichsel erfolgen würde.

Zweierlei durfte aber auch eine Führung, die zunächst zum Abwarten entschlossen war, nicht versäumen: die Versammlung aller Kräfte mit Ausnahme der notwendigsten Burgbesatzungen an einem Punkt und Vormarsch zum Angriff, sobald die Anmarschrichtung des Gegners feststand und er sich der Grenze näherte; man wollte das Land und namentlich das Haupthaus Marienburg decken: die Deckung eines Objekts wird aber im allgemeinen am besten dadurch erreicht, daß man auf den Bedroher desselben losgeht und ihn schlägt. Die Verbarrikadierung der Drenenz-Furt bei Kauernik war deshalb zwecklos, weil sie nicht den einzigen Weg in das Innere Preußens und besonders nach der Marienburg bildete.

VI. Die Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410.

Die einzigen einwandfreien, urkundlichen Wert besitzenden Nachrichten über die Schlacht bei Tannenberg sind einige am 16. Juli 1410 geschriebene Briefe des Polenkönigs; der eine ist an die Königin gerichtet, der andere an den Bischof von Posen. Sie melden aber nur kurz die Tatsache des ungeheuren Siegs und verweilen allein bei der Schilderung der Schwert-Ueberreichung durch die Ordensherolde vor Beginn des Kampfes etwas länger. Von

andern Schreiben, die der König zuverlässigen Nachrichten zufolge noch vom Schlachtfeld aus abgesandt haben soll, ist noch nichts aufgefunden worden.*)

Die Berichte der Chronisten leiden sämtlich an dem Bestreben, möglichst anschaulich zu schildern, auch wo sie nicht unterrichtet sein können, an der Parteilichkeit der Verfasser und ihrem Mangel an militärischen Fachkenntnissen.***) Auch das Stützen ihrer Angaben durch Gewährsmänner, die selbst an der Schlacht teilgenommen haben, will wenig besagen. Eine Schlacht besteht aus lauter Einzel- szenen; diese durch Verknüpfung nach ihrem tatsächlichen ursächlichen Zusammenhang zu einem der Wirklichkeit entsprechenden Gesamtbild zu verweben, ist unmöglich. Zumal bei einem mittelalterlichen Kampf kann den Angaben von Mitkämpfern für die Darstellung des Gesamtergangs nur beschränkte Bedeutung beigemessen werden:

*) Urkundlichen Wert besitzen auch die Anlage- und Verteidigungs- schariften des Ordens und der Polen vor dem Konstanzer Konzil, die ebenfalls die Episode der Schwert- Ueberjendung eingehend behandeln, jedoch in tendenziöser Weise: die Polen legten sie als einen Akt hoch- mütiger Ueberhebung aus. —

Von den Chroniken, die sich mit der Schlacht beschäftigen, sind die wichtigsten:

Joh. Dlugos, *Historia Poloniae*, geschrieben 1470—80. Dlugos, geb. 1415, Domherr zu Krakau, der Residenz des Königs, war mehr- fach diplomatisch tätig. Sein Vater hatte an der Schlacht teilgenommen, ebenso sein Gönner Sbygniew von Olesznicki, damals Sekretär des Königs, später Erzbischof von Krakau.

Chronica magni conflictus Wladislai, regis Poloniae, cum Cruciferis; einige Jahre oder Jahrzehnte nach der Schlacht ab- gefaßt, Verfasser unbekannt.

Fortsetzung der Chronik des Johann Lindenblatt (genannt von Possilge), Offizials zu Riesenburg; gleichzeitig mit den Ereignissen, sehr zuverlässig, aber wenig ausführlich.

Desgl. *Annales Thorunenses*, von einem Franziskanerermönch zu Thorn bald nach 1410 verfaßt.

**) Den letztgenannten Mangel teilen mit ihnen alle neueren Darsteller der Schlacht mit Ausnahme des Maj. Jähns (*Geschichte des Kriegswezens*, Leipzig 1880) und des Generals Köhler (*Entwicklg. des Kriegswezens und der Kriegführung in der Ritterzeit*, Breslau 1886, Bd. II); der Wert der Darstellung des letzteren leidet aber unter außerordentlichen Willkürlichkeiten.

Jener Mangel tut den Verdiensten der Forscher um die Unter- suchung und Bewertung der alten Quellen über die Schlacht keinen Eintrag, ihre Ausführungen erhalten aber rettungslos einen Stich ins Komische, sobald sie strategisch und taktisch werden. Sie tun das meistens auch nur gelegentlich und nebenbei; einer von ihnen, der ausweislich seines selbstgeschriebenen Lebenslaufs Geschichte, Deutsch und Latein studiert hat, hat aber trotzdem den Mut, bei seiner Darstellung der Schlacht in eine „Behandlung strittiger strategischer und taktischer Fragen“ hineinzusteigen.

man vergegenwärtige sich doch, wie sehr ein Kampf, der Mann gegen Mann (einschl. der Führer) ausgefochten wurde, die ganze gespannteste Aufmerksamkeit des Einzelnen in Anspruch nahm und einen Ueberblick über den allgemeinen Hergang und den zeitlichen Zusammenhang der einzelnen Episoden unmöglich machte. Für uns haben auch alle die allgemeinen oder persönlichen Einzelheiten, mit denen die Chronisten ihre Erzählung würzten, nicht dieselbe Bedeutung, wie für ihre Leser: Es war für diese gewiß sehr interessant, daß die Tataren in Gilgenburg Menschenfleisch fraßen, daß in der Nacht vor der Schlacht ein furchtbares Unwetter tobte, trotzdem aber im Mond deutlich ein von einem Schwert durchbohrter Ritter zu sehen war, daß Ulrich von Jungingen vor der Schlacht von Todesahnungen und Gewissensbissen gefoltert heiße Tränen vergossen hat, daß im Ordens-Lager zahlreiche Ketten gefunden wurden, mit denen die Ritter die Polen zu fesseln gedachten, daß die Sieger inmitten der blutigen Leichen ein wildes Festschmaus veranstalteten, und daß ein aus Blut und Wein gemischter Strom „gleich einem roten Gießbach“ sich zu den Wiesen von Tannenberg ergossen hat. Das alles glauben wir den Berichterstattern aufs Wort, aber es interessiert uns nicht mehr. Wir vermögen es auch nicht wichtig zu nehmen, ob der Polenkönig die Messe, die er gerade gehört haben soll, als er vom Anmarsch des Feindes Kunde erhielt, aus Frömmigkeit, Feigheit oder Klugheit nicht unterbrach, oder gar noch einige neue lesen ließ; ein Heerführer, der die Meldung vom nahen Anmarsch des Gegners mit Messesehen beantwortet, mag für alte Weiber und stubenhockende Mönche etwas Verauschendes haben, — wir müssen solche Erzählungen als Skribentengewäsch außer Betracht lassen. Für die Rekonstruktion des Kampfes ist es auch von untergeordneter Bedeutung, daß der Polenkönig während der Schlacht durch den plötzlichen Angriff des Ritters Dippold Röckritz aus der Lausitz in Lebensgefahr kam, aber durch die rasche Tat seines jungen Sekretärs*) gerettet wurde, ob der Hochmeister bei seinem Todesritt, dem letzten Versuch, die Schlacht wiederherzustellen, gegen den rechten Flügel oder die rechte Flanke der Polen anritt, und wie die zahlreichen Episoden, die berichtet werden, sich zeitlich folgten. Am geratensten erscheint es noch, unter Zugrundelegung der taktischen Gliederung und der Fechtwaise der mittelalterlichen Ritterheere und Beiseitelassen alles Episodenhaften sich über die Hauptphasen des Kampfes und ihre Ergebnisse klar zu werden. Die Einzelheiten sich auszumalen muß der Phantasie jedes einzelnen überlassen bleiben. Von der Gliederung war schon die Rede; die Fechtwaise der Eisenreiter war der geschlossene Anrann, für den

*) Sbygniew von Mieschnicki, später Erzbischof von Krakau.

im wesentlichen dieselben Grundsätze maßgebend waren, wie heute für die Attacken, d. h. Geschlossenheit und schärfste Gangart. Die Lanze war dabei eingelegt, war sie zerbrochen, so griff man zum Schwert, zum Kolben oder zur Streitart, und die Linie löste sich alsbald in einzelne kämpfende Gruppen auf. Auch im Mittelalter entwickelten die Völker besondere Eigentümlichkeiten in der Art zu fechten: der Hang zur Eigenwilligkeit der Deutschen übte einen nachtheiligen Einfluß auf die Geschlossenheit ihrer Geschwader aus; häufig wiederholt sich in den Berichten die Klage, daß die einzelnen Reiter, ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen, losgestürmt und daher nicht zusammen, sondern nacheinander, je nach der Schnelligkeit ihrer Pferde an den Feind gelangt seien. Auch sonst wird den Deutschen Neigung zur Tollkühnheit und Verachtung der „Regeln“ vorgeworfen, allgemein aber wird ihre große Tapferkeit gerühmt, und für unübertroffen galten sie als Schwertfechter. Mit großer Vorliebe berichten mittelalterliche Chronisten und Dichter von gewaltigen Schwerthieben der Deutschen, die eisenbeschlagnene Arme, Beine, Köpfe vom Rumpf trennten, ja ganze Menschenleiber spalteten. —

Aus dem über den Verlauf des Kampfes bei Tannenberg als unverdächtig Ueberlieferten lassen sich folgende Hauptphasen erkennen:

1. Der Aufmarsch der Heere.

Die Schlacht charakterisiert sich als ein Begegnungsgefecht, d. h. beide Parteien stießen aufeinander, ohne es zu diesem Zeitpunkt und an dieser Stelle beabsichtigt zu haben. Als die Vorhut des Ordensheeres am Vormittag des 15. Juli von Grünfelde aus in der Gegend von Ludwigsdorf die ersten feindlichen Reiter bemerkte, hatte das Ordensheer bereits einen Marsch von ca. 20 bis 25 km hinter sich (von Löbau) und war gerade dabei, die Enge bei Seemen zu durchschreiten. Das polnisch-litauische Heer befand sich zur selben Zeit in dem hügeligen, unübersichtlichen, wenig gangbaren Wald- und Sumpfgelände östlich des Damerau-Sees. Es ist unwesentlich, ob der Polenkönig wirklich die Absicht gehabt hat, wie einige Berichte besagen, in der Nähe des Laubensees ein Lager aufzuschlagen — vielleicht hatte er vor, auf Hohenstein weiterzumarschieren, wie er es ja nach der Schlacht auch getan hat —, das Entscheidende ist, daß beide Heere zur Zeit der ersten Berührung miteinander nicht kampfbereit waren. Deshalb erübrigen sich auch alle Betrachtungen darüber, welche Aussichten ein rascher Angriff seitens einer der Parteien gehabt hätte, — er war mit den auf beiden Seiten die Hauptmacht bildenden, ungefügigen, schweren Reiterhaufen gar nicht möglich. Derartige Erwägungen sind aus modernen Anschauungen geboren.

Anschauungen, wie sie etwa unsere Dienstvorschriften über das Begegnungsgefecht zum Ausdruck bringen:

„Unsicherheit und Ungeklärtheit der Lage bilden im Kriege die Regel. Im Bewegungskriege werden die beiderseitigen Gegner häufig erst durch ihre Berührung Kenntnis voneinander erhalten. So entwickelt sich aus der Tiefe der Marschkolonnen das Begegnungsgefecht.

Beim Eintritt in den Kampf befindet sich derjenige im Vorteil, der dem Gegner einen Vorsprung in der Gefechtsbereitschaft abzugewinnen und sich damit die Freiheit des Handelns zu wahren weiß.

Erfolgt Gefechtsberührung, ehe genügende Aufklärung erreicht wurde, so ist die Gesamtlage entscheidend, ob zum Angriff geschritten werden soll. Ist dies der Fall, so ist schnelles Zufassen am Platze.

Der Vorhut fällt die Aufgabe zu, dem Gros Zeit und Raum zur Gefechtsentwicklung zu sichern.

Einheitliches Einsetzen des Gros bleibt anzustreben. Doch können Fälle eintreten, in denen der Führer die nach und nach eintreffenden Teile des Gros ohne Zögern in den Kampf werfen muß, um einen von der Vorhut errungenen Vorteil festzuhalten oder auszubenten.“ —

Von diesen Sätzen können auf die Verhältnisse des 15. Juli 1410 nur die ersten Anwendung finden — ein Beweis immerhin, daß es taktische Grundsätze gibt, d. h. Sätze, die durch alle Zeiten unabhängig von der Entwicklung der Waffentechnik ihre Gültigkeit behalten. Unter modernen Verhältnissen würde der Führer der Polen-Littauer sich allerdings keinen Augenblick besonnen haben, die ungünstige Lage, in der sich der Gegner beim Durchschreiten der Seemenge bei Seemen befand, auszunutzen: Entwicklung der Vorhut gegen die feindliche Vorhut bei Grünfelde, Abdrehen der Marschkolonnen der Hauptkräfte zum Angriff in Richtung Seemen. Auf preußischer Seite hätte es das Bestreben der Vorhut und der Teile der Hauptkräfte, die die Enge bereits durchschritten hatten, sein müssen, dem Gros das Herüberkommen zu erleichtern, zu diesem Zweck möglichst viel Gelände in südlicher Richtung zu erkämpfen und — vielleicht mit Unterstützung von Artillerie von der Kuppe nördlich des Damerausees aus — etwa die Linie Südrand des Grünfelder Waldes — Ludwigsdorf zu gewinnen. Die Voraussetzungen derartigen Handelns sind aber: bewegliche Truppen, die fähig sind, „in jedem für einen rüstigen Mann gangbaren Gelände zu fechten,“ ein schnell und sicher arbeitender Befehlsmechanismus und Waffenwirkung auf weite Entfernungen. Keine dieser Voraussetzungen war bei den beiden Heeren damals vorhanden: sie vermochten nur aus der rangierten Schlacht-

ordnung im offenem Gelände zu fechten, und sie möglichst rasch dazu zu bringen, war denn auch das erste Bestreben der beiderseitigen Führer. Darüber vergingen Stunden. Der Aufmarsch eines Heeres aller Waffen von 15000 Mann aus der Marchkolonne dauert heute 2—2½ Stunden, bei den schlecht geordneten Scharen und dem mangelhaften Befehlsmechanismus der damaligen Zeit wird man bedeutend mehr rechnen müssen, trotzdem die Masse der Heere beritten war. Dazu kam die Ungunst des Geländes für beide Heere: eine Enge, wie der gewiß nur sehr schmale Uebergang bei Seemen kann die Aufmarschzeit leicht verdoppeln; das polnisch-litauische Heer war durch Waldungen und Sümpfe behindert.

Nach beendigtem Aufmarsch stand das Ordensheer mit der Front nach Südosten auf dem Höhenzug vorwärts der Linie Grünfelde-Tannenberg, die Wagenburg wurde etwa 1 km dahinter bei Grünfelde aufgeschlagen. Die polnisch-litauischen Scharen standen in der Linie Weg Faulen-Tannenberg—Ludwigsdorf und darüber hinaus, die Littauer, Tataren und Russen unter dem Befehl Witowds auf dem rechten Flügel; König Wladislaw hielt mit seinem Stabe hinter der Schlachtreihe auf einer Anhöhe.

2. Die Eröffnung des Kampfes durch die Polen-Littauer.

Einen Vorsprung in der Gefechtsbereitschaft scheint das Ordensheer gehabt zu haben; wenn es ihn nicht zu einem Angriff gegen den noch nicht fertig aufmarschierten Gegner ausnutzte, so lassen sich dafür einleuchtende Gründe vermuten: die Ausdehnung des feindlichen Heeres wird in dem unübersichtlichen Gelände nicht zu erkennen gewesen sein: man mußte bei seiner bedeutenden Ueberlegenheit an Zahl Ueberflügelungen oder Hinterhalte befürchten, die bei der damaligen Fechtweise eine große Rolle spielten. Beide Heere standen auf flachen Höhenzügen, zwischen ihnen befand sich eine Senkung: der Angreifer mußte diese Senkung durchschreiten und setzte sich der Gefahr aus, von den den Hang herabstürmenden feindlichen Reiterhaufen überrannt zu werden. Der nämliche Grund mag auch die Polen-Littauer abgehalten haben, nach Beendigung des Aufmarsches sofort zum Angriff zu schreiten, und die Heere standen sich daher eine Weile untätig gegenüber, bis endlich der Ordensmarschall den feindlichen Führern eine Herausforderung zum Kampf sandte in Gestalt zweier blanker, durch Herolde feierlich überreichter Schwerter.

Diese Herausforderungs-Zeremonie hat schon damals großes Aufsehen erregt, wie ihre ausführliche Schilderung in den sonst so knappen Briefen des Königs nach der Schlacht beweist; sie ist dem Orden später vor dem Kostnitzer Konzil als Ausdruck verletzenden Uebermuts ausgelegt worden. Die Tendenz auch dieser albernen

Unterstellung ist natürlich, dem Orden alle Schuld an dem Kampf zuzuschreiben und den frommen friedlich gesinnten Wladislaw als von dem schnöden Hochmut der Kreuzritter bis aufs äußerste gereizt darzustellen. Man kann dem Andenken dieses großen Polenkönigs keinen besseren Dienst erweisen, als ihn gegen die Hymnen seiner Chronisten in Schutz zu nehmen, den von jenen ihm angefügten Ruhm alberner Bigotterie, blöder Friedfertigkeit und hilfloser Greisenhaftigkeit zu zerstören und ihm den Ruhm zurückzugeben, der ihm gebührt: daß er die Fähigkeit besaß, weitreichende Pläne zu fassen und die Tatkraft, sie zielbewußt durchzuführen. —

Der Zweck der Herausforderung war offenbar, die Polen zum Angreifen und zum Heraustrreten aus ihrer unübersichtlichen Stellung zu veranlassen. Daß sie in so feierlicher Weise erfolgte, entspricht den Gepflogenheiten der Blütezeit ritterlichen Zweikampfs und höfischen Brauchs und nicht zuletzt gewiß dem ritterlichen Sinn des Hochmeisters Ulrich von Jungingen: Es war das erste Mal, daß die beiden stärksten christlichen Mächte des mitteleuropäischen Ostens vor einer großen Entscheidungsschlacht standen, — der Krieg von 1327 bis 1343 hatte nichts derartiges gebracht, er war in der gewöhnlichen Weise geführt worden, durch Raub- und Verwüstungszüge, die von jahrelangen Waffenstillständen unterbrochen wurden. Jetzt aber standen die gesamten Streitkräfte beider Mächte geschlossen einander gegenüber, bereit, ihre Kräfte zu messen; niemand konnte im Zweifel sein, daß von der Entscheidung des Tages Ungeheures abhing, denn keine der beiden Mächte war imstande, nach Zertrümmerung der hier nur mit Aufwand der größten Anstrengung versammelten Kräfte in absehbarer Zeit den Kampf im offenen Felde wieder aufzunehmen. Es ist verständlich und sympathisch, daß der Hochmeister aus derartigen Empfindungen heraus den Kampf gegen den Polenkönig nicht wie einen Zug gegen ein wildes Heidenvolk, eine „Littauer-Reise“ ansah, sondern wie einen ritterlichen Zweikampf, einen Streit Ebenbürtiger, ihn im Stile eines solchen behandelte und nach dem bei derartigem Austrag üblichen Brauch mit einer zeremoniellen Handlung einleitete.

Nach Entgegennahme der Schwertur gab der Polenkönig den Befehl zum Angriff; mit dem alten Schlachtgesang der Polen *Boga rodzioza* (d. i. Gottesgebäuerin) setzte sich das Heer in Bewegung und durchschritt die zwischen beiden Heeren liegende Senkung, ohne von dem kurzen und wirkungslosen Feuer der preußischen Geschütze aufgehalten zu werden. Der rechte Flügel unter dem ungestümen Witowd traf zuerst auf den Gegner. Ihm warfen sich von dem flachen Höhenzug herab die Geschwader des Ordensheers entgegen und brachten ihn sofort ins Wanken, ja,

nachdem der linke preußische Flügel noch verstärkt worden war, wurde nach heftigem Kampf in der Senkung der Flügel der Littauer, Russen und Tataren vollständig geschlagen und löste sich zur Flucht auf. Nur einige Banner Smolenskianer hielten noch stand; sie wurden zum Teil aufgerieben, zum Teil fanden sie Anschluß an den polnischen (linken) Heeresflügel.

Das glänzendste Zeugnis wird der persönlichen Tapferkeit und der regen Betätigung des Großfürsten Witowd ausgestellt: wie ein Sturmwind durchflog er nicht nur die littauischen, sondern auch die polnischen Reihen, überall zum Kampf und zum Standhalten ermunternd, häufig die Pferde wechselnd, nur von wenigen Begleitern gefolgt, ohne persönliche Bedeckung und „die Sorge für Kopf und Kragen allein seinem Herrgott überlassend“ (*capitis sui et corporis custodiam soli Deo derelinquens*).

3. Die Entscheidung.

Die Ueberlegenheit an Zahl hätte den Polen schwerlich viel genutzt, wenn der von dem linken preußischen Flügel erkämpfte Erfolg zu einem Massenstoß gegen die jetzt bloßliegende rechte Flanke des polnischen Flügels ausgenutzt worden wäre. Aber die siegreichen Reitercharen zerstreuten sich zur Verfolgung der fliehenden Littauer. Zwar ermunterte das von ihnen angestimmte Siegeslied des Ordens „Christ ist erstanden“ auch den rechten Flügel des preußischen Heeres, der südöstlich Grünfelde schwer gegen die polnischen Haufen rang, und fast schien es, als sollte selbst gegen diese gleichwertigen und an Zahl stark überlegenen Scharen den Bannern des Ordens der Sieg winken: „Der Meister mit den synen slugin sich dry stunt durch mit macht,“ d. h. er durchbrach dreimal die polnischen Reihen; das große Reichsbanner, der weiße Adler, war bereits zu Boden gesunken, und es bedurfte der größten Anstrengungen der Polen, um es wieder aufzurichten; die unter dem Georgsbanner auf polnischer Seite fechtenden böhmischen Söldner gaben die Schlacht bereits verloren und zogen sich in den Wald zurück. Später sind sie wieder vorggeführt worden. — Schließlich war aber der Kampf zu ungleich, namentlich da der hier fechtende preußische Flügel bei Beginn der Schlacht durch Abgaben an den linken Flügel noch geschwächt worden war. Immer neue oder doch neu geordnete Scharen vermochten die Polen in die vordere Linie zu werfen. Wir wissen nicht, in wievielen Treffen sie aufmarschiert waren, sehr wahrscheinlich aber hatte ihre Aufstellung große Tiefe, deren das an Zahl schwächere Ordensheer, das doch dieselbe Frontbreite einnehmen mußte, entbehrte. Der Vorzug der Tiefengliederung lag auch damals — freilich in anderem Sinne wie

heute — in ihrer mit Zähigkeit gepaarten Elastizität: war das vordere Treffen, oder auch nur ein Teil desselben, ermüdet oder ins Wanken gebracht, so ließ es sich durch das nächste, frische, aufnehmen und wich durch dessen Lücken hinter die Front zurück, wo es neu geordnet wurde und wieder zu Kräften kam. In einem Kampf, der unter der Last der Eisenrüstung mit Lanze, Schwert und Kolben ausgefochten wurde und daher ungeheure Anforderungen an die Körperkräfte des Einzelnen stellte, war die Möglichkeit, die Treffen häufig auszuwechseln, von größter Bedeutung. Heute kann eine Truppe 12 Stunden und mehr ohne Unterbrechung fechten, damals war das unmöglich.

Das fortgesetzte Vorführen frischer Kräfte war es neben der guten Haltung der damals auf der Höhe ihrer Kriegstüchtigkeit stehenden polnischen Ritterschaft wohl vornehmlich, was die Kräfte des Ordensheers gebrochen hat. Vergeblich waren die Versuche, den wankenden Reihen wieder Halt zu geben: den von der Verfolgung der Littauer zurückkehrenden Ordenstruppen fehlte die Geschlossenheit, sie wurden auf dem rechten Flügel der Polen aufgerieben; noch einmal versuchte der Hochmeister selbst, das drohende Unheil abzuwenden: er sammelte und ordnete außerhalb des Kampfgewühls ca. 15 Banner und ritt mit ihnen gegen den rechten Flügel (oder die rechte Flanke?) der Polen an, wobei es fast dem Ritter Dippold Köckrig, der den König auf einem Hügel erspäht hatte, gelungen wäre, ihn in plötzlichem Anlauf zu überrennen; er wurde von der Begleitung des Königs niedergeworfen und getötet. Aber auch der brave Todesritt jener 15 Banner unter dem Hochmeister vermochte das Schicksal des Tages nicht mehr zu wenden. Sie trafen auf die Hauptmacht der Polen, die sich um das große Banner scharte, wurden von allen Seiten umringt und nach hartem Kampfe überwältigt. Verrat vollendete das Unheil: schon beim Anreiten der Schar hatte Nickel von Kenys, der Bannerführer des kulmischen Adels, sein Banner unterdrückt und damit das Zeichen zur Flucht gegeben; seinem Beispiel waren auch andere Bannerführer gefolgt; „etliche bose wichte, Ritter unde knechte des landes Colmen, underdructen dy Colmische bannir unde ouch andir Bannir, dy do flüchtig würdin.“ Der Kriegsverrat bei Tannenberg ist ein Schandmal in der Geschichte des preußischen Adels. Heinrich von Blauen hat später gründlich unter den Verrätern aufgeräumt: der schlimmste der ehrlosen Hallunken, eben jener Nickel von Kenys, endete wegen neuer Umtriebe unter dem Henkerbeil, seine Genossen, die sich gleichem Schicksal durch die Flucht entzogen hatten, wurden geächtet, ihre Güter eingezogen. —

Mit dem Mißlingen des letzten Vorstoßes des Hochmeisters, bei dem er mit fast allen Gebietigern erschlagen wurde, war die Schlacht verloren; die Trümmer des Heeres suchten zum Teil Schutz in der Wagenburg, die jedoch sogleich von den Polen erstürmt wurde, zum Teil flohen sie in Auflösung über Seemen auf Bierzighufen, instinktiv die Anmarschstraße auffuchend. Die bis zum Einbruch der Nacht scharf verfolgenden Polen brachten zahlreiche Gefangene ein, viele Flüchtlinge kamen in den Brüchen nördlich Tannenberg und südlich Seemen um. —

Nicht zwar „für deutsches Wesen und deutsches Recht“, wie es auf dem Gedenkstein auf dem Schlachtfeld heißt, wohl aber für die Sache ihres Ordens starben mit dem Hochmeister Ulrich von Jungingen mehr als 200 Ritterbrüder bei Tannenberg den Heldentod; unter ihnen waren alle Großgebietiger des Ordens, die am Kampfe teilgenommen hatten, mit Ausnahme des obersten Spittlers Werner von Lettingen, und zwar: der Großkomtur Runo von Lichtenstein, der Marschall Friedrich von Wallenrode, der Trappier Graf Albrecht von Schwarzburg (Schwarzenberg), der Tresler Thomas von Merheim. Erschlagen lagen fast alle Komture und Bögte: Wilhelm von Helfenstein (Graudenz), Eberhard von Ippenburg (Althaus), Burchard von Wobecke (Engelsburg), Gottfried von Hagfeld (Nessau), Balduin Stal (Strasburg), Wilhelm von Rosenberg (Papau), Niclas von Mellin (Mehyn) (Mehden), Niclas von Bilz (Schönsee), Gamrath von Pinkenau (Osterode), Graf Johann von Sahn (Thorn), Friedrich von Wenden (Bogt von Roggenhausen), Matthäus von Bebern (Bogt von Dirschau); wahrscheinlich auch Arnold von Baden, der Komtur von Schlochau, und Sigismund von Ramingen, der Komtur von Mewe. Ein ehrenvoller Reitertod auf dem Schlachtfeld selbst war nicht beschieden dem Komtur von Luchel, Heinrich von Schwelhorn, der ein grimmer Hasser und unverföhnlicher Feind der Polen gewesen zu sein scheint: man erzählt, er habe auf dem Anmarsch zur Schlacht zwei blanke Schwerter vor sich hertragen lassen, die er nicht eher in die Scheide stecken wollte, als bis sie mit dem Blut der Feinde gefärbt seien; er wurde gefangen und nach der Schlacht von den Polen umgebracht. Das gleiche Schicksal hatte der Komtur von Brandenburg, Marquard von Salzbach; er wurde als Gefangener dem Großfürsten Witowd ausgeliefert, den er einst schwer beleidigt hatte, und auf dessen Befehl enthauptet.*)

*) Aus der Schlacht entkommen scheinen außer dem Spittler, der zugleich Komtur von Elbing war, nur zwei Komture zu sein, die von Danzig und Balga. Die von Gollub und Birgelau haben anscheinend nicht an dem Kampf teilgenommen, sondern sind zum Grenzschutz zurückgeblieben.

Bis auf den letzten Mann tapfer gefochten hatten auch die deutschen Söldner, die unter dem Georgsbanner stritten; sie wurden fast gänzlich niedergemacht; ihr Bannerführer Georg von Gersdorf wurde gefangen, desgleichen die Herzöge Konrad von Dels und Kasimir von Stettin.

Abgesehen von der Zahl der gefallenen Ordensbrüder sind keine Verlustziffern überliefert; man schätzt sie auf je 4000—5000. Außer dem gesamten Geschütz des Ordensheeres fielen den Polen auch 46 Banner in die Hände. —

Die Niederlage von Tannenberg ist der höchste Ruhmestag des deutschen Ordens. Seine Geschichte ist ein unaufhörlicher Kampf, zahllos sind die Siege, die er erstritten, ruhmvoll auch noch die Niederlagen, die er erlitten hat, denn immer wurde mit dem Heldenmut gekämpft, der der Herkunft der Ritterbrüder aus den vornehmsten deutschen Geschlechtern, einer ausgesprochenen Erziehung zur Mannhaftigkeit und der vom Stolz genährten Tradition einer hochmütigen Herrenkaste entsprach.

Die Tatsache allein, daß die Blüte der Ritterbrüderschaft des Ordens, voran der Hochmeister und fast alle Großgebietiger und Gebietiger, bei Tannenberg geblieben sind, sollte denen die Lippen schließen, die bereits für jene Zeit einen Niedergang des Ordens, ein Schwinden der alten Ideale, eine innere Hohlheit der Fundamente des ganzen stolzen Baus feststellen wollen. Nach wie vor war die Machtstellung, die Ehre des Ordens — nicht christliches Wesen, nicht die Kirche, nicht das Deutschtum — das Ideal der Bruderschaft; den Ordensschild fleckenlos zu erhalten, hat ihr Kern bei Tannenberg das Leben gelassen. Solange aber Menschen für ihre Sache zu sterben wissen, hat man kein Recht, ihnen Mangel an Ernst vorzuwerfen.

Wie ein ungeheures Abendrot steht der Tag von Tannenberg am Firmament der Ordensgeschichte: noch einmal flammt in diesem todesmutigen Ringen die ganze Pracht glänzender Ritterherrlichkeit und kampfesfrohen Mannesadels empor, mit dem Zauberstrahl der Romantik selbst die Schatten noch vergoldend; noch einmal spüren wir in dem tosenden Waffengebröhn, dem die Ordensgeschichte kein zweites gleichen Umfangs an die Seite zu stellen hat, die hinreißende Wucht der gewaltigen Kraftmengen, die die Bändigung vieler Einzelwillen — die doch keine Fesselung war, — und ihre zusammenfassende Hinleitung auf ein Ziel aufspeichern mußten; noch einmal erhebt sich die sieghafte Heldengestalt des Ordens in ihrer ganzen prachtvollen Reckenhaftigkeit, so wie sie noch nie gesehen wurde und nie wieder gesehen werden sollte.

Tannenberg ist der letzte große Tag des deutschen Ordens, — es ist auch sein größter. —

Militärisch interessiert die Schlacht bei Tannenberg namentlich deshalb, weil sie ein durchaus mittelalterliches Gepräge trägt, d. h. der entscheidende Kampf wurde durch die schweren Panzerreiter ausgetragen, trotzdem eine Menge leichter Reiter, Fußvolk und sogar Geschütze Verwendung fanden, trotzdem die Schlacht in eine Zeit fällt, die schon weitab liegt von der klassischen Periode des schweren Reiterkampfes: die Kreuzzüge mit ihren Massenaufgeboten von Fußkämpfern, die vernichtenden Niederlagen, die die Schweizer Bauern den österreichischen Rittern 1315 bei Morgarten, 1386 bei Sempach und 1388 bei Näfels beigebracht hatten, all das waren schon Anzeichen gewesen, daß eine neue Zeit heraufkam, daß das Fußvolk langsam wieder die Bedeutung zurückerhielt, die ihm zukommt, die Bedeutung der Schlachten entscheidenden Hauptwaffe, und daß die Kunst der Kriegführung dem außerordentlichen Tiefstand, auf den sie durch die Unbeweglichkeit der ungesägten Reiterhaufen gesunken war, enthoben wurde. Soviel Sympathie wir dieser ausgesprochen männlichen Zeit entgegenbringen, da der Einzelne etwas bedeutete, da persönliche Tüchtigkeit, Tapferkeit und nicht zuletzt die physische Kraft hoch im Preise standen, — die Kunst der Führung lag zu keiner Zeit mehr danieder wie damals; für das Ansehen eines Anführers waren seine Leistungen als Speerbrecher weit wichtiger als seine Fähigkeiten; Feldherren im antiken oder modernen Sinne kennt das Mittelalter kaum.

Von einer Leitung der Schlacht ist denn auch bei Tannenberg auf preußischer Seite keine Rede; die obersten Führer, der Hochmeister und der Marschall, beteiligen sich, den ritterlichen Gepflogenheiten folgend, wie jeder gemeine Reiter persönlich am Kampf — ihrer Ritterehre zum Ruhm, ihrer Sache zum Schaden. Es zeugt wieder von der klugen Besonnenheit des Polenkönigs, daß er entgegen dem Brauch der Zeit mit seinem Stabe und einer starken Bedeckungsmannschaft hinter der Gefechtslinie auf einer Höhe blieb. Es sind zwar keine Einzelheiten über eine Einwirkung auf den Gang der Schlacht durch ihn überliefert, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß eine solche stattgefunden hat. Von seinem erhöhten Standpunkt außerhalb des Gewühls war er in der Lage, einen Ueberblick über das Ganze zu behalten, die Wechselfälle des Kampfes zu verfolgen und das Vorführen frischer Kräfte dementsprechend zu dirigieren.

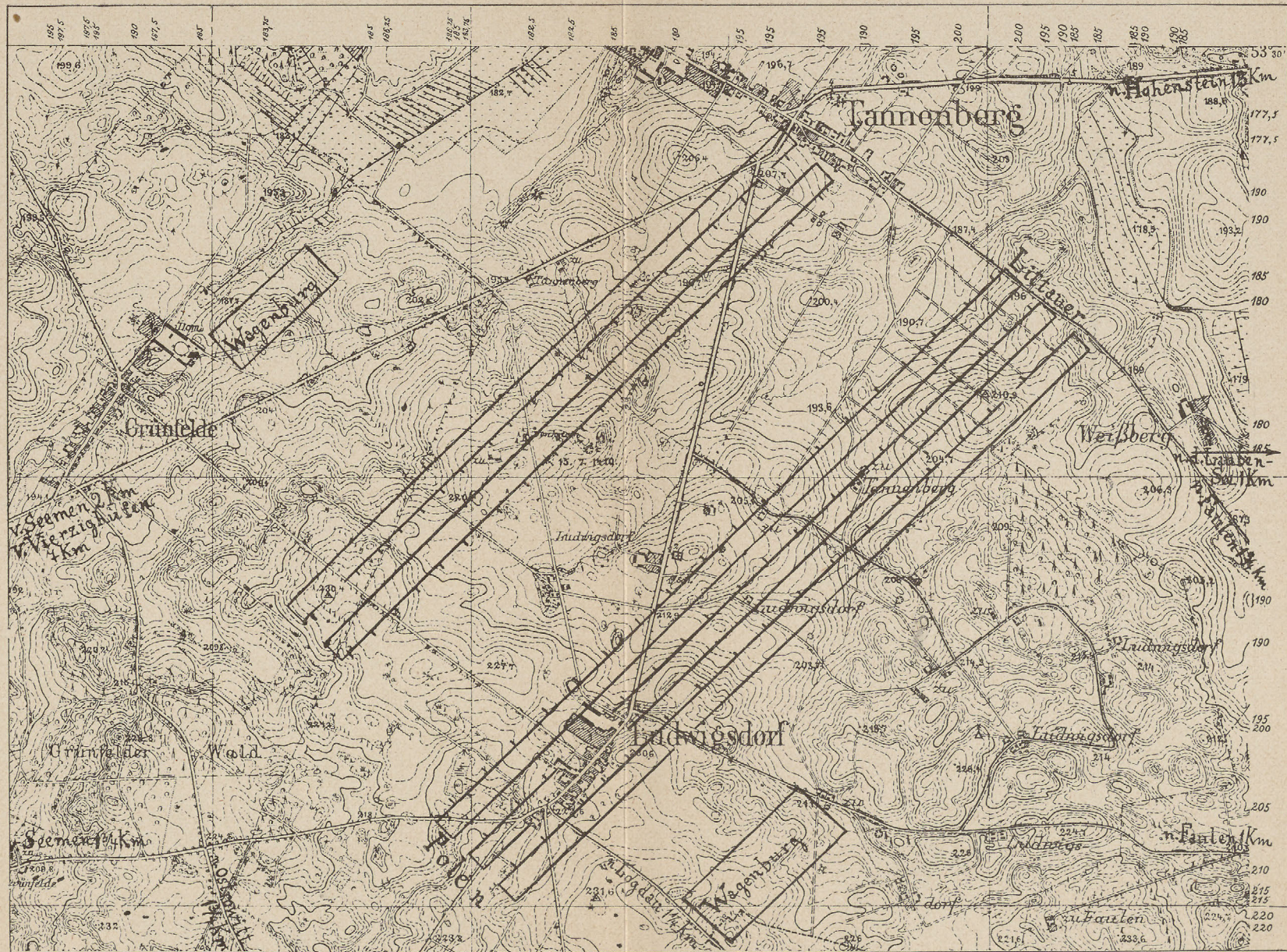
Erläuterungen.

Der Geländedarstellung liegt die Aufnahme von 1909 der Topographischen Abteilung der Königl. Preuß. Landesaufnahme zu Grunde.

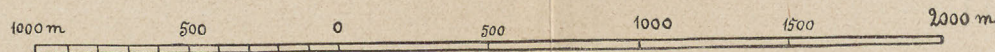
Die Ortschaften (auch Ludwigsdorf) waren damals schon vorhanden, nicht aber die zahlreichen zwischen ihnen verstreuten Gehöfte. Die damaligen Wegeverhältnisse unterschieden sich wesentlich von den heutigen. Ueber Logdau führte östlich an Tannenberg vorbei eine Straße nach Hohenstein.

Die Anzahl der Treffen, über die nichts feststeht, ist willkürlich gewählt. Es soll nur zum Ausdruck gebracht werden, daß das polnisch-litauische Heer aller Wahrscheinlichkeit nach größere Tiefe hatte, als das Ordensheer.

Notizen über das Schlachtfeld siehe am Schluß.



1:25 000.



VII. Die unmittelbaren Folgen der Niederlage des Ordens.

Mit dem Siege bei Tannenberg schien das vom König von vornherein ins Auge gefaßte Ziel — Zertrümmerung der Ordensmacht und Einverleibung ihrer Gebiete in das Königreich Polen — fast erreicht; zum mindesten war der schwerste Teil der Arbeit getan: die im offenen Felde stehende Gesamt-Streitmacht des Ordens war vernichtet, das Auftreten neuer Kräfte in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Was noch zu tun übrig blieb — die Eroberung des Haupthauses — schien geringfügig gegen das bereits Geleistete. Mit derselben zielbewußten Planmäßigkeit, die seine ganzen bisherigen Maßnahmen auszeichnet, führt Wladislaw deren leitenden Gedanken — Vorstoß in das Herz des Ordensgebiets — weiter durch, und für die Verhältnisse der damaligen Zeit auffallend schnell — bereits am 25. Juli, also 10 Tage nach der Schlacht — steht er vor der Marienburg.*)

Marſchtabelle des polniſch-litauischen Heeres vom 16. 7. bis 25. 7. 1410 (Tannenberg — Marienburg).

Tag.	Erreichte Ortschaften und Tätigkeit.
16. 7.	Ruhetag nördlich des Schlachtfelds. Bestattung der Toten, Vorführung und Aufzeichnung der Gefangenen, Meldung des Sieges an die Königin, den Reichsverweser und andere Würdenträger, Anordnung von Dank- und Freudenfesten in ganz Polen. — Schriftliche Aufforderung an die Stadt Thorn und das Kulmerland, sich zu unterwerfen.
17. 7.	Marſch nach Hohenstein; Stadt und Burg werden ohne Mühe genommen.
18. 7.	Osterode wird von verräterischen Landrittern besetzt und dem in Richtung Mohrungen vorbeimarschierenden König übergeben. Lager an einem See zwischen Hohenstein und Mohrungen (wahrscheinlich östlich des Schillingsees).
19. 7.	Stadt und Burg Mohrungen besetzt.
20. 7.	Abends Preußisch-Mark erreicht. Die Besatzung übergibt die Burg.
21. 7.	Dulſtädtd ſüdl. des Draußenſees erreicht.

*) Die Entfernung vom Schlachtfeld bis Marienburg beträgt Luftlinie fast 100 km; auf dem Weg über Hohenstein-Mohrungen-Chriſtburg, den das polniſche Heer einschlug, gemessen ca. 150 km.

Tag.	Erreichte Ortschaften und Tätigkeit.
22. 7.	Die Christburg genommen; die Besatzung war vorher entflohen. — Erneute Aufforderung an die Stadt Thorn, sich zu unterwerfen.
23. 7.	Ruhetag. — Dritte Aufforderung an die Stadt Thorn, sich zu unterwerfen.
24. 7.	Weitermarsch über Altmark bis Stuhm.
25. 7.	Eintreffen des Heeres vor Marienburg.

Noch von Stuhm aus erließ der König am 25. Juli folgendes Sendschreiben an das Land Preußen:

*) Wladislaus, von Gottes gnaden König zu Polen, Ein Erbe der Reußen und ein Bestreiter der Preußen. Allen denen, die da wonen auf Pomerellen, Colmerlandt, Pomezanierland, Hockerlandt, Ermeland, Galindien, Barten, Natangen, Schalawonien, Nadrauen, Sudauen, und Samland, alle Preußen genennet, Königliche gunst, und freundlichen gruß, und Erbietung aller gnaden und ungnaden, den gutwilligen und vorschmehern unser Schrifft, Undechtige Liebe gute Freunde, Ihr in vorgangener Zeit wieder das Selige Reich der Polen, alle vorwilliget habet, und dazu gebraucht alle Euern Sinn und krafft, damit ihr dasselbige hettet mögen schwächen, und gang vorstöhren, daraus allen Landen ein Spott und frolocken machen. Diesem großen Laster ist Gott durch seine große gnade fürgekomen, und hat über euch durch uns vorhenget, das ihr den unschuldigen Polen gedachtet zu thun. Jedoch die solches spiel haben angefangen, haben auch ihren Lohn empfangen, und sind izunder in Gottes Gerichte, das ihr aber habt dazu gethan, ist zu Entschuldigen, denn ihr als gehorsame Unterthanen gethan habt, darumb wir euch nicht können schuld geben, von diesem ubel gegen uns gehandelt, so ist dieses izunder Unser gnedige meinung, das ihr euch vogleichet dem willen Gottes und dem glück, Sintemahl wir mit Gottes Hülfe, eure übermütige Herren niedergeleget haben, derhalben ihr mit ihnen unser Eigenthumb verpflichtet seid, und auch fürwar eure Herren etwa das Land von der Koiau**) besessen, mit dem Behelff, als hetten

*) Nach einer alten geschriebenen Chronik zum erstenmal gedruckt in der Preußischen Uebersetzung alter und neuer Urkunden . . . I. Bd. 1755. Der Herausgeber fügt hinzu: Diese Uebersetzung scheint von einem solchen Polen oder königl. Bedienten herzurühren, der wenig Deutsch gekonnt, also das Deutsche auf gut Polnisch geradebrecht hat. Man hat ihn zu der Zeit gebraucht, wie man ihn haben können, weil die meisten Preußen das Lateinische und Polnische nicht verstanden, daß sie doch rathen könnten, was von ihnen verlangt würde.

**) Kujawien.

sie das Land mit dem Schwerdt gewonnen, dieweil sie aber den König nicht in die flucht geschlagen, so ist mein recht viel krefftiger, denn Preufferland ist mein und der meinen, welches wir in Dffentlicher Schlacht erobert haben, bis in den todt. So Erbarmet uns euer Beschwerung, durch welche ihr in große vorterbung seid kommen, und euch wieder zu überziehen, damit ihr vollents möget vorterbern, und wir noch stehen nach gedey unser unterthanen, so ersuche ich euch mit Ernste, mit diesem unsern Briefe, damit ihr zu unserm Reich kompt und schweret für Untertanen. So ein solches nicht geschehe, sondern verachtet würde, es würde ein Ernst daraus Entstehen, des Kindes kind möchten beweinen. Noch weiter aus sonderlichen Gnaden, ob Jemand würde sagen, die straffen sind unsicher, so schreibet Euer Holdunge, und wir sind solches mit unserm Reich content und zufrieden.

Gegeben auf dem Schloß Stumb, Am Tage Jacobi, Anno 1410.

Dem Wortlaut des Schreibens fügt der Chronist noch einiges über seine Wirkung hinzu:

Die Briefe wurden in allen Stadten uberantwortet, die Burger gingen zu den Ordensherren, die do noch waren, weisen die Briefe und beklagten sich, wie sie Polen-Land nicht kuntent Entbehren, und sich auch befurchten, das sie möchten überzogen werden und ganz vorterbern möchten, die Ordensherren wußten ihnen nicht zu rathen, derhalben viel Stadte dem konige schrieben, und huldigten ihm als einen Herrn, den Tribut zu geben, der sie mit dem schwert gewonnen hette, und der konig nam sie gnediglich an.

In der That vollzog sich der Abfall des ganzen Landes mit großer Schnelligkeit, unter Vorantritt vieler Ordensbrüder: „beyde, dy bruder und ir man gingen davon und gobin sy (die Häuser) im yn“. Die Landritter überfielen die Ordensburgen, vertrieben die Besatzungen und lieferten die Häuser an den König aus, bisweilen unterstützt von den Bürgern der Städte. In kurzen war das ganze Gebiet zwischen Weichsel und Passarge dem Machtbereich des Ordens entrisen mit Ausnahme der Marienburg und der Burg Rehden; von Pommerellen hatten die Polen die Landstriche längs der Weichsel besetzt, nur die Burgen von Danzig und Schwetz waren noch im Besitz der Ritter. In der Neumark hielt sich mühsam der Vogt Michael Ruchmeister von Sternberg. In den Niederlanden (im allgemeinen die Gebiete östlich der Passarge) fielen nur Braunsberg, Balga, Allenstein, Kastenburg und einige andere unbedeutendere Plätze in die Hände der Polen.

Von den geistlichen Gewalthabern hatten sich bis zum 22. Juli bereits die Bischöfe von Kulm, Ermland und Pome-

janien dem Polenkönig unterworfen, bald darauf folgte der von Samland.

Unter den Städten erwies sich am ordensfeindlichsten Elbing: die Bürger vertrieben den aus der Schlacht bei Tannenberg zurückkehrenden Komtur Werner von Tettingen, besetzten die Burg und nahmen eine aus Balga eintreffende Ordensmannschaft gefangen; dann zeigten sie durch Abgesandte dem Polenkönig die Unterwerfung der Stadt an. Ganz besonders war Wladislaw an der Unterwerfung Thorn's und des Kulmerlandes gelegen, — wieder ein Beweis für sein gesundes Urtheil und seine vorausdenkende Besonnenheit: jene Gebiete lagen, wenn er auf Marienburg marschierte, in seinem Rücken. Schon am Tage nach der Schlacht und ebenso am 22., 23., 26. und 28. Juli sandte der König immer dringlicher lautende Aufforderungen zur Unterwerfung an die Stadt Thorn ab, denen endlich Anfang August auch entsprochen wurde. Die vor Marienburg erscheinenden Gesandten fragten mit Zustimmung des Königs den Kommandanten der Burg, Heinrich von Plauen, um Rat; er erklärte, keine Hilfe versprechen zu können; im übrigen sollten sie handeln „als fromme, erbere lute“. So blieb nichts übrig, als sich zu unterwerfen; gleichzeitig mit der Stadt wurde auch die Burg von den Polen besetzt.

Das durch die polnische Invasion zunächst noch wenig gefährdete Danzig blieb noch verhältnismäßig lange der Landesherrschaft treu. Als der Danziger Pöbel die von Tannenberg zurückkehrenden, in der Stadt Zuflucht suchenden Verwundeten und Flüchtlinge überfiel, boten Bürgermeister und Rat alles auf, sie in Sicherheit zu bringen; „si haben . . . ouch gar vil erbar lute von rittern un von knechten, dy unserm lande und uns czu eyner rettunge woren gereten, in erer stat jamerlich czu tode geslagen“ (Brief Heinrichs v. Plauen an Lübeck vom März 1411); dieselbe Anschuldigung findet sich auch in den Klageartikeln Heinrichs von Plauen gegen Danzig: „Item slugen sie die soldener, ritter und knechte . . . und die do tod geslagen worden, die worden beroubet, das sie blos und nakt uff der gassen bleben legen.“ Diese Ausschreitungen des Straßenpöbels sind gewiß nicht etwa als Ausfluß einer allgemeinen feindseligen Stimmung der Bürgerschaft gegen den Orden aufzufassen, als welche dieser sie später bei seinen Streitigkeiten mit der Stadt auszubeuten versucht hat; aber Grund zur Unzufriedenheit mit der Landesregierung glaubte natürlich auch Danzig zu haben, und es hoffte wohl, durch den Anschluß an Polen einige seiner Wünsche erfüllt zu sehen. Jedenfalls war es keine Notlage, wie z. B. bei Thorn, die den Bürgermeister Becktau veranlaßte, sich Anfang August zusammen mit dem für Polen eifrig tätigen Bischof

von Kujawien in das Lager vor Marienburg zu begeben und dem König die Unterwerfung der Stadt anzutragen*); denn bis zu dieser Zeit hatte sich noch kein Feind vor den Mauern Danzigs sehen lassen, und der Orden hatte — betr. der Lage zur Zeit der Unterwerfung wenigstens — Recht, wenn er später hervorhob, daß die Danziger „ane alle not czogen . . . czu dem konige und hatten ouch wedir schilt noch sper geseen“. Freilich konnte es damals als wahrscheinlich gelten, daß die Marienburg dem Ansturm des polnisch-litauischen Heeres früher oder später erliegen mußte, und was das Schicksal eines dann noch ordensfreundlichen Danzig gewesen wäre, kann nicht zweifelhaft sein. Als Lohn für die freiwillige Unterwerfung erhielt die Stadt eine stattliche Reihe von Besitzungen und Einkünften. Am 10. August vereinigten sich danu die Vertreter der vier größeren Städte, Danzig, Thorn, Elbing und Braunsberg, im Lager vor Marienburg zu einem Städtetage, um vom König Vorrechte zu erlangen; man sieht, was — abgesehen von der Notlage — der Kernpunkt des Anschlusses der Städte an Polen ist: nicht tiefwurzelnde Feindschaft gegen die Ordensregierung, sondern Hoffnung auf mehr Vorrechte. Es wurde ihnen zugestanden: freie Münze; Erlaubnis, mit Zustimmung des polnischen Hauptmanns die Korn-Ausfuhr zu verbieten; Besitz der Weichselmündung und der Balga gegenüberliegenden Haff-Einfahrt, freier Handelsverkehr in den Landen des Königs und freie Pfarrer-Wahl. Die von den Danzigern und Elbingern gewünschte Besiznahme der Ordensspeicher wurde verweigert. —

In dem raschen Abfall des ganzen Landes haben die Geschichtsschreiber bis in die neueste Zeit etwas Auffallendes gesehen; — sehr mit Unrecht: er vollzog sich in der in derartigen Lagen gewöhnlichen panikartigen Weise, und den staunenden Weheruf des Ordenschronisten: „der glich ny mer gehort ist in keynen landin von so grossir untruwe und snellich wandelunge“ kann man nicht unterschreiben; derartiges hat sich oft ereignet, mit derselben Schnelligkeit und unter weit geringerem Zwang der Verhältnisse nach 1806/07 im Königreich Preußen.

Es ist unberechtigt und führt zu falschen Schlüssen, nach besonderen Gründen für derartige Ausbrüche panischen Schreckens und allgemeiner Kopflosigkeit zu suchen. Eine Folgerung wie „jezt zeigte es sich so recht, auf wie schwachen Füßen die Ordensherrschaft bereits gestanden hatte“ ist in mehrfacher Hinsicht verfehlt: sie ist leichtfertig und ihre Unhaltbarkeit schon durch den in kürzester Zeit erfolgenden vollständigen Umschwung der Stimmung des Landes

*) Die Ordensburg blieb nach wie vor in Händen der Ritter.

in die Augen springend, aus dem man nach jener Folgerungsmethode schließen müßte: „Jetzt zeigte es sich so recht, auf wie starken Füßen die Ordensherrschaft noch stand.“ Ganz besonders verfehlt sind derartige Schlüsse für eine Zeit, der die moderne Auffassung vom nationalen Staat, von innigen Verwachsensein von Volk und Landesregierung, die Begriffe Vaterland und Patriotismus, das Gefühl der Verpflichtung zur Hingabe des Letzten für die Interessen der Nation noch etwas durchaus Fremdes waren, in der es neben dem Interesse des Einzelnen nur das Standes-Interesse gab. Warum man gerade in den Ordensgebieten zufolge deren eigenartiger Kolonisations-Entwicklung und des aus ihr folgenden besonderen Verhältnisses zwischen Regierung und Bevölkerung besonders weit von dem Verständnis für das Staatsinteresse entfernt sein mußte, ist bereits früher entwickelt worden. —

Zur Erklärung des raschen Abfalls hat man sich herauszufinden bemüht, daß bereits damals eine allgemeine tiefwurzelnde Unzufriedenheit und versteckte Feindschaft gegen die drückende und verrottete Mißwirtschaft der Ordensregierung im Lande geherrscht habe, die jetzt plötzlich hervorgebrochen sei. Aber was man als Beweis dafür erbringen kann, sind doch nur die Symptome der üblichen, sozusagen normalen Unzufriedenheit mit der Landesregierung, die alle Stände zu allen Zeiten in allen Ländern gezeigt haben. Der Stand, der an seine Regierung keine Forderungen zu stellen hätte, muß noch geschaffen werden. Von einem allgemeinen aus Haß und Feindschaft geborenen Bestreben des Landes, die Ordensregierung abzuschütteln, kann keine Rede sein, sein weiteres Verhalten und die Verhandlungen der noch 10—20 Jahre nach Tannenberg abgehaltenen Land- und Städte-tage beweisen es ebenso, wie die Stimmung des Landes vor dem Krieg; es sei davon einiges hier hervorgehoben:

Raum bot sich durch den Abzug Wladislaws von Marienburg die Möglichkeit dazu, so fiel das ganze Land wieder dem Orden zu; willig unterstützte es Heinrich von Plauen bei der Wiederherstellung der Ordensmacht, willig brachten die Bewohner von Stadt und Land selbst ihre Kostbarkeiten in die Münze, um der Finanznot des Ordens abzuhelpen. Als Heinrich von Plauen 1413 den Krieg gegen Polen, den er als unvermeidlich erkannt hatte, von neuem beginnen wollte, hatte er das Land auf seiner Seite, und nur blödeste Kurzsichtigkeit und schuftige Verrätereie in den Reihen der Ordensbrüder selbst legten die zum Sprung bereite Kraft des Plauenschen Löwen lahm. Als der Führer der Verräter, der nunmehrige Hochmeister Michael Rüdmeister, der ein Schicksal sein wollte und schließlich nichts war wie ein intriganter Spitzbube,

mit seiner läppiſchen Politik der Nachgiebigkeit, die ſelbſt vor dem Angebot der Landabtretung nicht zurüchſchreckte, in der kläglichen Weiſe geſcheitert war und nur eine Steigerung der Forderungen des Polenkönigs und der Verwüſtung des Landes erreicht hatte, nahmen die Landſtände abermals die Sache des Ordens in die Hand und forderten energiſche Fortſetzung des Kriegs (1414). Nach den Verhandlungen der preußiſch-polniſchen Angelegenheiten auf dem Konzil zu Koſnitz, die als Ergebnis lediglich die Verlängerung eines unſichern Waffenſtillſtandes zeitigten, als man jeden Augenblick den Wiederausbruch des Krieges befürchten mußte, gewährte das Land trotz ſchwerer Schädigung durch Mißwachs, Stromdurchbrüche und Seuchen dem Orden durch Bewilligung einer neuen allgemeinen Steuer die Mittel zum Anwerben von Söldnern (1414); und das zu einer Zeit, da der Orden von allen Hilfsmitteln entblößt ſchien, als ihm nicht nur jede auswärtige Hilfe fehlte, ſondern ſogar der Deutſchmeiſter erklärte, daß er ſchwerlich 30 Pferde werde ſtellen können. Es wäre jetzt — wie in den nächſten Jahren noch häufig genug — dem Land ein leichtes geweſen, ſich der Ordensherrſchaft zu entledigen. 1421 erkennt der Hochmeiſter ausdrücklich „den Fleiß“ an, den die preußiſchen Städte ſtets dem Orden „zugetan“ hätten. Als unter dem Druck erneuter Kriegsgefahr 1422 Michael Rüdmeiſter endlich den erſten ſegensreichen Schritt während ſeiner neunjährigen Regierung tat und in Erkenntnis ſeiner Unfähigkeit das Hochmeiſteramt niederlegte, erklärten die gemeinen Lande und Städte auf einer von Paul von Rußdorf nach Marienburg berufenen Tagſahrt: „Wir ſehen, daß der Orden und das Land eines Krieges nicht überhoben ſein kann, aber wir wollen Leib, Leben und Gut mit dem Orden daran ſetzen und dem Meiſter uns als getreue, fromme und gute Leute erweiſen.“

Dieſe Beiſpiele mögen genügen; ſie ſollen gewiß nicht erweiſen, daß die Landritter und die ſtädtiſchen Ratsherrn aus reinem Edelmut fortgeſetzt Hab und Gut für den Orden oder gar „auf dem Altar des Vaterlandes“ geopfert haben, ſie handelten durchaus eigennützig, wie jedes Gemeinweſen es tut und tun muß; um die Motive handelt es ſich hier auch nicht, ſondern um die Feſtſtellung, daß zwiſchen Orden und Land keine tiefbegründete Feindſchaft und damals noch bei keinem Teil der Bevölkerung das Streben vorhanden war, die Herrſchaft der angeſtammten Landesregierung möglichſt rasch loszuwerden. Jahrzehnte hindurch haben die gemeinen Lande und Städte ſie mit ungeheuren Opfern zu halten verſucht. —

Um den „unerhörten allgemeinen Landesverrat“ zu verſtehen, braucht man ſich nur die Lage des Landes zu vergegenwärtigen:

die Streitkräfte des Ordens waren vernichtet, das Land war den polnisch-litauischen Scharen, deren Zahl und asiatische Wildheit in der allgemeinen Panik durch die Gerüchte verzehnfacht worden sein wird, preisgegeben. Was die Städte zu gewärtigen hatten, die sich widersetzen, hatte das Schicksal der aufs greulichste verwüsteten Orte Gilgenburg und Lautenburg gezeigt. Es blieb den meisten Städten gar keine Wahl; Widerstand wäre hier in der That Sinnlosigkeit gewesen. Auch der Orden hat den Abfall so aufgefaßt: „und uff das lant nicht czu sere wurde vorteret und vorteret, so gab sich das lantvolk obir al das lant dem Konige in gnade und holten em,“ heißt es in der Hochmeisterchronik, und Heinrich von Blauen sagt in einem Rundschreiben: „di (d. h. die Untertanen) durch iver sicherheit wille sich im dirgeben hatten.“

Auffallender als der rasche Abfall der Städte ist auf den ersten Blick der der Landritter, die in verhältnismäßig großer Zahl, zum Teil in offenem Verrat zu den Polen übergingen, auch in Fällen, wo sie nicht wie die Städte unter dem Zwang der Lage und gedrungen von der Sorge um ihre Existenz handelten. Aber auch bei ihnen ist der Grund weniger in Feindschaft gegen den Orden als in dem Wunsch zu finden, Vorrechte und politischen Einfluß des gerade jetzt allmächtigen polnischen Adels zu gewinnen. Die Teilnahme, die die Ordensherrschaft den Landrittern an der Regierung des Landes gewährte, war durchaus beschränkt, staatswirtschaftlich allerdings gesünder.*)

Daß die geistlichen Herrscher, sobald sich die Möglichkeit dazu bot, Partei gegen den Orden nahmen, kann nicht Wunder nehmen: die Kurie war von jeher der Feind des Ordens, sie haßte ihn schon um seines Vorrechts der Abgabensfreiheit willen, und wegen der Zahlung des Peterpfennigs, die die Ordensgebiete auf

*) Später bekam Heinrich von Blauen zahlreiche Fehde- und Ladungsbriefe von Rittern, die sich der polnischen Sache angeschlossen hatten, so von Jorge von Falkenberg, Heinemann Hauawis, Jakob Morewe u. a. Einer derselben lautet: „Heinrich von Bogerelle an Heinrich von Blauen. Wiße Hinrich von Blauen, wy du myr gelobet hast vor eyn geleithe, das hostu (hast du) myr nicht gehalten und bist myr treulos und Erlos wurden. Nu heiße Ich dich vor den Hochgebornen fursten, vor herczoge Wytoude, herren czu Littawen, ader vor den Hochgebornen fursten, vor herczog Cunrod von Delfe, ader vor den Hoptman von Breslau, do wirstu wol hören, was Ich dir czusprechen werde; und ob du myr nicht zureitest, so wil Ich von deyner bosheit schreiben in alle lant und wil dir wol andere brise senden und obir dich clagen fursten, herren, Rittern und knechten und Steten, deyne antwort vorreip myr ten Brise in wenig XIII tagen. Gimumme Ich dich duzze und mich hoger scribe wen du, wen Ich meyn ere und traue gehalten habe, der du alles gebroch bist.“

Grund ihrer Privilegien weigerten, war es schon zu langen erbitterten Kämpfen gekommen. Vor allem aber mußte und muß noch heute jede Regung von Erstarkung zu staatlicher Selbständigkeit der römischen Kirche als ein Angriff auf ihr innerstes Wesen erscheinen. Die Zähigkeit, mit der diese Anschauung durch allen Wechsel der Jahrhunderte hindurch festgehalten, die Konsequenz, mit der sie zur Grundlage aller Maßnahmen gemacht worden ist, ist der höchsten Bewunderung wert. —

Das Hauptquartier des Königs scheint bis in den September hinein in Stuhm geblieben zu sein: von dort ist auch folgender am 1. September ausgefertigte Erlaß an das Land Preußen datiert:

*) Wir, Vladislaws (Jagello), von Gottes Gnaden König der Polen, Erbe der Reußen und ein Bestreiter der Preußen, haben aus königlicher Mildigkeit angesehen die Treue und eigene Erkenntnis des meisten Theils der Einwohner des Landes Preußen, da sie zum Erbe der Krone Polen, als zu ihrem Erbtheile sind getreten und geschworen haben als Unterthanen, so beweget uns solches, daß wir ihnen Mildigkeit wollen mittheilen, und wollen sie mit sonderlichen Gnaden erfreuen. Darum wir förderlich wollen, und

1. bestätigen und bekräftigen wir alle ihre Privilegien, Handfesten Urtheile und Sprüche, wie sie damit begabt seyn mögen von aller Welt, sie seyn Geistlich oder Weltlich, Edel oder Bürger, wie auch andere Acker-Leute; und wir geloben ihnen an Statt des Eides, sie zu handhaben und zu beschützen nach unserm höchsten Vermögen, um Gottes willen.

2. So es wäre, daß jemand von den Einwohnern der Lande Preußen in diesen Läuften (Zeitläufen) ihre Handfesten verlohren hätte, würde er von uns eine neue begehren, wir wollen sie ihm geben, so fern er dies mit Zeugnis kan bewähren, oder mit Schrift beweisen, daß er eine solche Gerechtigkeit gehabt habe.

3. Wir heben auf und tödten in ganz Preußen alle Ungelbe, Accisen, Lawe-Gelde**), Pfundzolle, und verbieten alle (neue) Zölle und Schoß-Gelde, sondern allein ihres alten Zinses sollen sie sich versehen.

4. Die Schatzung Marschrat (?) verbieten wir ganz, und kein gut Mann soll das mehr fordern noch geben zu ewigen Zeiten.

*) Nach der Wiedergabe in der „Preuß. Sammlung allerley bisher ungedruckten Urkunden“ usw., Bd. I (Danzig 1747); das Original des Sendschreibens war lateinisch.

**) Lawe-Geld oder, wie andere Uebersetzungen haben, Lobe-Geld vielleicht eine Verlöbnißsteuer?

5. Bis nunher haben die Herren durch Gewalt und Eigennutz sich zugeeignet alle vergangenen Güter in Wasser und Windes Nöthen; und wiewohl die armen Leute bezeuget haben, daß ihre Güter geborgen und verhanden sind geweest, hat es doch nicht mögen helfen, sondern die Herren haben sie ihrer Gewalt halben zu ihrem eigenen Nutz unterschlagen und wider Gott und Recht sich zugeeignet. Wir wollen aber Gott und die Gerechtigkeit vor Augen haben und gebieten ernstlich, daß man solche gestrandete Güter ihren rechten Herren wieder zuehren und geben soll, ohne Schaden eines redlichen Berge-Geldes.

6. Die Sachen des Landes Preußen geloben wir gleich als die Sachen unserer Krone zu handeln und handzuhaben, auch darneben die Güter, als der Krone von Polen ihre zu mehren und niemande zu versetzen in keinerley Weise und Wege.

7. Die Gränzen der Lande Preußen geloben wir zu halten in aller Maassen, wie sie jezund seyn.

8. Der Städte in Preußen etliche haben Magdeburgisch, etliche Lübisich, etliche Colmisch, etliche Preußisch, etliche Polnisch Recht erhalten, die befestigen und bekräftigen Wir ihnen in allen Stücken zu ewigen Zeiten.

9. Sintemahl die Münze einer Stadt Nutzen bringet, so verönnen wir dem Lande zu münzen, bis auf Gold hoch; jedoch in der Würde und Korn, wie die jezige im Lande ist.

10. Es stoßen oftmahls einem Lande Sachen für, darum sie müssen ihre Herren besuchen. Da wir denn aus Gottes Vorsichtigkeit große Lande haben, in welchen wir zu Zeiten mögten wohnen, damit die Einwohner unsers gewonnenen Landes nicht mögen auf Ungelder gebracht werden, so wollen wir ihnen heimstellen, daß sie mögen einen Ort erwählen, in welchem ihre Sachen verhöret und gerichtet werden mögen.

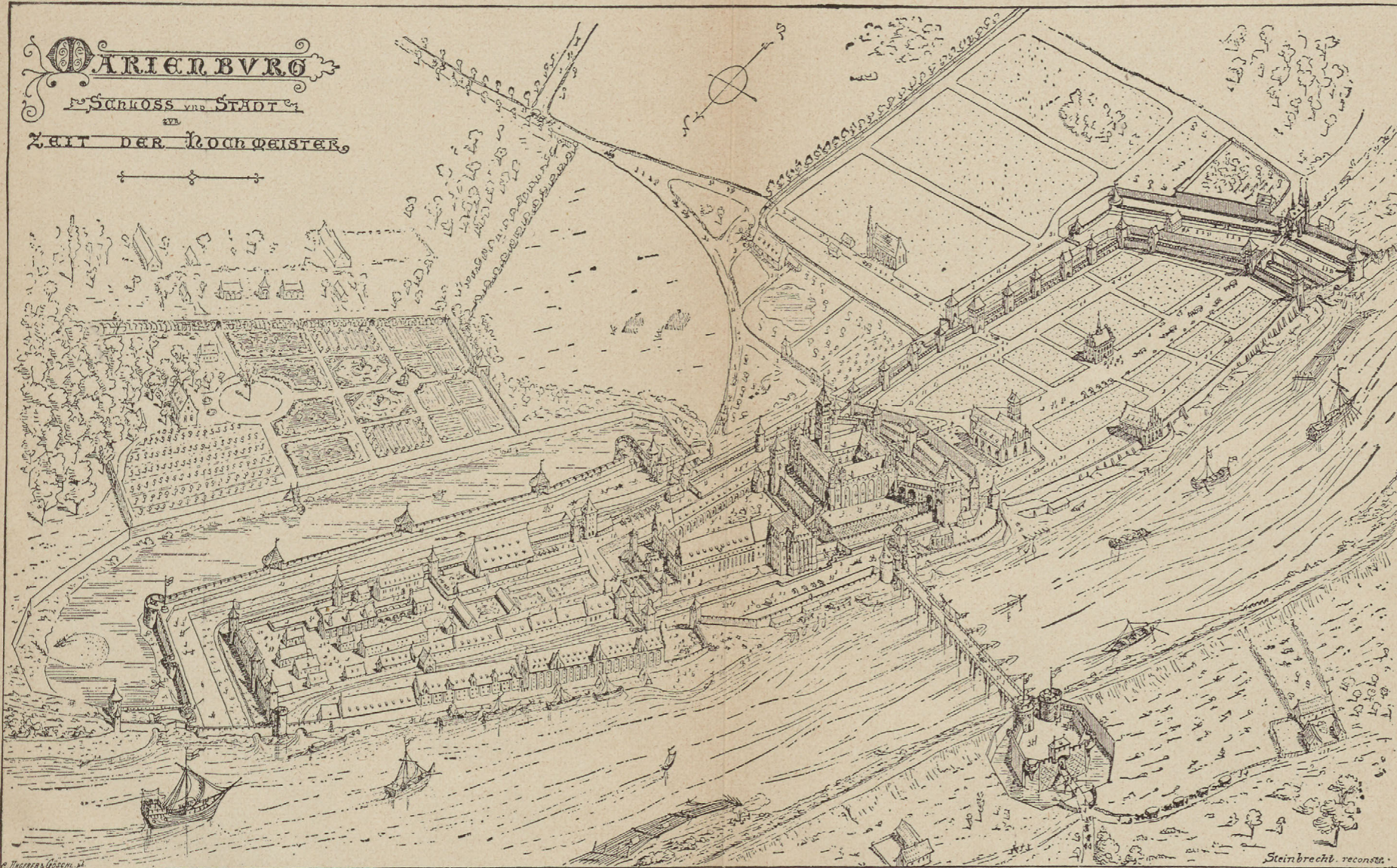
11. Nun fortan wollen wir allen Kaufleuten, die Einwohner seyn der Lande Preußen, die Freyheit geben, daß sie mögen in Polen, Litthauen, Moscau, Neußland und in unserm ganzen Reiche ihre Güter führen und verkauffen, wie Christlich und billig ist.

12. So wollen wir auch, daß solcher Kaufleute Sachen außer Landes von niemand sollen angefertigt noch gerichtet werden, als von uns.

13. Wir thun auch auf alle Landstraßen durch unser Land, in die Mark, Samayten, Neußland, Wallachey, Ungarn, Schlesien, Litthauen und Polen, in welchen die Einwohner des Landes Preußen mögen handeln, doch ohne Schaden der Zölle.

Aller dieser obbeschriebener Dinge und Artikel zu sicherer Wahrheit und Bestätigung haben wir diese Privilegia mit unserer

Aus dem amtlichen Führer „Schloß Marienburg“ v. C. Steinbrecht. Berlin, Jul. Springer.



Vorburg

Mittelschloß Hochschloß

Stadt

eigenen Hand unterschrieben und versiegeln lassen. Gegeben auf dem Schlosse Stum mit Wissen und Willen unsers ganzen Reichs, der Krone zu Polen, im Jahre unsers Herrn und Seligmachers 1410, am 1. Tage des Septembers. —

Das Sendschreiben zeigt deutlich das Bestreben des Polenkönigs, das in seiner Lage gegeben war, die frühere Landesregierung zu diskreditieren und sich das Vertrauen und die Zuneigung des Landes zu erwerben.

VIII. Die Belagerung der Marienburg.

Wohl sehr wider Erwarten fand der Polenkönig die Marienburg in durchaus widerstandsfähigem Zustand. Das war das Werk Heinrichs von Plauen, Komturs von Schwetz, dem die Verteidigung Pommerellens obgelegen hatte. Auf die Nachricht von der Niederlage bei Tannenberg, in der alle Großgebietiger bis auf den greisen Ordensspittler gefallen waren, eilte Heinrich mit seinen Truppen nach dem Haupthaus und übernahm aus eigener Machtvollkommenheit die Leitung der Verteidigung. Er vereinigte hier alles, was sich in den wenigen noch verfügbaren Tagen an Mannschaft, Verteidigungsgerät, Vieh und Lebensmitteln aus Stadt und Umgegend und den nächstliegenden Ordenshäusern zusammenbringen ließ, brannte Stadt und Vorstadt, die nicht zu halten waren und dem Gegner als Stützpunkte gedient hätten, nieder und zerstörte die nach dem nördlich und westlich vorgelagerten Werder führende Rogatbrücke. Die Verteidigungsmannschaft setzte sich zusammen aus den von Heinrich mitgebrachten Truppen, Flüchtlingen aus der Schlacht, den Besatzungen der umliegenden Ordensburgen, wehrhaften Bürgern und Landleuten aus Stadt und Umgegend und 400 in Danzig angeworbenen „Schiffskindern“ (Matrosen), die sich in der Folge besonders gut hielten: im ganzen ca. 4000 kampffähige Männer. Die Einschließung erfolgte derart, daß die Polen im Süden, mit dem linken Flügel an der Rogat, die Littauer, Russen und Tataren im Osten und Norden bis wieder zur Rogat lagerten. Die leichten Truppen überschritten hin und wieder den seichten Fluß, um den Platz auch nach Westen abzuschließen. Die Verpflegung schafften die Belagerer durch Plünderung des umliegenden Landes herbei, auch lieferten Thorn, Elbing und der Bischof von Kujawien reichlich Lebensmittel und Pulver. Die das

Land durchziehenden Tataren trieben es so arg, daß die Polen selbst Schutzmaßregeln gegen sie ergriffen: „Der König hatte syne hauptlute zu Grebin und Scharffow, dy dy lute muften befredin vor den heydin“; und als der polnische Kommandant von Mewe hörte, wie die Heiden gegen die Christen wüteten, „do quam hee mechtig mit syne eygen libe und slug ir vire zu tode“. Einen Sturm wagte man nicht, doch wurde die Feste unaufhörlich beschossen, zumal aus erbeuteten Ordensgeschützen; besonders stark litten unter dem Feuer das mittlere Haus und die Vorburg. Die rührigen Verteidiger taten dem Gegner zwar großen Schaden durch häufige Ausfälle, trotzdem aber konnte man kaum hoffen, das Haupthaus auf die Dauer zu halten. Heinrich von Plauen, den man in der Not der Zeit ohne Beachtung der Statuten zum Statthalter des Hochmeisters erwählt hatte, versuchte daher Unterhandlungen anzuknüpfen: Anfang August begab er sich mit großem Gefolge in das Lager des Königs und „bath im, so her demutlichke mochte, das her geruchte von dem husze czihen und gote czu loube abeczulassen von sulcher vorstorunge dutsches ordens und der lande cristenheit, und dirbot sich umb allerley krige und czweytracht mit ihm czugeen an die romisschen kirche, das reich, die korforsten und alle andirin forsten, heren, ritter und knechte.“ Wladislaw ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein; er hoffte wohl auf baldige Kapitulation der Burg, die ihn zum tatsächlichen Herrn des Landes machen mußte. In der sicheren Voraussicht, es bald zu sein, verschenkte er Städte und Burgen an polnische Große, das Gebiet um Brandenburg und Balga an Witowd, zahlreiche Burgen und Städte an der pommerschen Grenze an den Herzog von Stolpe, der sich vom Orden abwandte.

Die Belagerer setzten nach dem Scheitern der Verhandlungen den Widerstand tapfer fort, ja sie schädigten die Angreifer durch die fast täglich erfolgenden kräftigen Ausfälle so schwer, daß der König ausgerufen haben soll: „Wir wentin, sie werin von uns belegin, so sy wir von yn belegin!“ Trotzdem hätte aber der schließliche Ausgang nicht zweifelhaft sein können, wenn nicht auswärtige Hilfe erschienen wäre. Von König Sigismund von Ungarn, der eben zu einem Einfall in Südpolen rüstete, kam die Botschaft: die Belagerten möchten sich tapfer halten, er werde sie wohl entsetzen; von Westen naheten neue von den deutschen Balleien des Ordens geworbene Söldnerhaufen; von Osten waren der livländische Landmarschall Bernd Hevelmann und der Komtur von Goldingen mit einem frischen Heer im Anmarsch und eroberten im Verein mit den Beamten der Niederlande, besonders den Komturen von Balga, Friedrich Graf von Zollern, und von Ragnit, Eberhard von Wallen-

fels, rasch die eroberten Plätze zurück. Da hier auch die Bevölkerung zugunsten des Ordens zu den Waffen griff, glaubte der Polenkönig, von dem der Ordenschronist zutreffend sagt: „y lenger her lag, y mynner her schuff“, die von Osten drohende Gefahr nicht länger unbeachtet lassen zu dürfen und entsandte den Großfürsten Witowd mit einem Teil des Heeres, um ihr zu begegnen. Doch hatte er von dieser Maßnahme nur Schaden, denn sein verschlagener Vetter, dem an einer völligen Demütigung des Ordens und einer übermäßigen Steigerung der Macht des Polenkönigs nichts gelegen sein konnte, entledigte sich seines Auftrags durchaus nicht in dessen Interesse: Auf die Nachricht, daß unterdessen die Gebietiger von Livland mit den Großen Littauens einen zehnwöchigen Waffenstillstand geschlossen hätten, bot auch Witowd seinen Gegnern die Hand zu gütlicher Einigung: Am 8. September wurde für den König und Witowd auf der einen, die Ordensgebiete von Livland, Elbing, Christburg, Osterode, Balga, Brandenburg, Königsberg und Samland mit allen Hinter- und Nebenländern, ausgenommen die Marienburg und die Oberlande, auf der andern Seite auf 14 Tage Waffenstillstand geschlossen. Außerdem wurde vereinbart, der Landmarschall von Livland und die Komture von Goldingen und Balga sollten unter freiem Geleit zur Marienburg kommen und dort mündlich mit dem Statthalter verhandeln; diese Abmachung, die deutlich beweist, daß Witowd auf einen baldigen Frieden hinarbeitete, wird bestätigt*) durch einen Brief des Komturs von Goldingen an den Statthalter, datiert Barten, 8. Sept. Dort heißt es: „... das wir alle hute mit deme irluchten fursten und großmechtigen hern hern herczog Wythawd Grossfurste czu Luthawen etc. eynen steten festen sucherlichen freden usgenommen haben anzuheben alle hute...; auch geruche ewir ersame czuwissen, das die grosmechtigen hern und die gebitigern kompthur czur Balga, lantmarschall czu Lieffland, kompthur czu Goldingen und ander gebitigern mit dryhundert pferden gileit habin mit euch off dem husze czu Marienburg muntlichen czu reden und sprochen..... Duch zo wisset, ersame her kompthur, daz wir ale noch bis sonntag nestkommende (= 14. Sept.) bie euch wellen syn czu Marienburg als vorgeschren stet.“ Ob die Zusammenkunft wirklich erfolgte, ist zweifelhaft.

Den Vorteil von dem Waffenstillstand hatte allein der Orden, denn die Niederlande erhielten Zeit, ihre Rüstungen zu vervollständigen, während vom Polenkönig nach wie vor zu sagen war: „Y lenger her lag, y mynner her schuff“. Das Heer litt nach Auf-

*) Ihre Tatsächlichkeit ist von neueren Forschern angezweifelt worden.

zehrung der Vorräte der Umgegend Mangel*); verheerende Seuchen brachen aus, Unzufriedenheit und Mutlosigkeit wuchsen von Tag zu Tag. Auch der Versuch, sich der Festung mittels Verrats zu bemächtigen, mißlang: Der ermländische Domherr Bartholomäus, Dechant zu Frauenburg, der zuerst bei dem Statthalter auf der Burg und dann von ihm mit einer Geldsumme nach Danzig gesandt worden war, kam in den Verdacht, mit dem König in heimliche verräterische Verbindung getreten zu sein. Es ist ein Schreiben des Domherrn an den Hochmeister aus dem Jahre 1411 erhalten, in dem er sich von diesem Verdacht zu reinigen sucht; und 1412 schreibt Heinrich von Plauen an den König von Böhmen, der wegen des Verhaltens des Domherrn angefragt hatte, Bartholomäus habe bei allen Anschlägen des Königs gegen die Marienburg mitgewirkt, und ein gefangener Knecht habe ausgesagt, „das In Meister Bartholomäus hette usgerichtet, das hus Marienburg sulde haben angebrennt an dren enden“. Der König sollte dem Domherrn die Ordensgüter zu Tolkemit und Bassenheim als Belohnung verschrieben haben. —

Vollständig aussichtslos aber wurde die Lage des Polenkönigs dadurch, daß Witowd wenige Tage nach seiner Rückkehr von der Passarge die Belagerung aufgab und durch Masowien seiner Heimat zueilte; der nächste Weg — durch die Niederlande — war ihm durch den mit ihnen geschlossenen Waffenstillstand verlegt. Noch während des Abzugs ermahnte Witowd die Ritterschaft des Gebiets um Balga und Brandenburg, die ihm gehuldigt hatte, zur Treue. In einem Schreiben an Fürsten von der Delfen, Albrecht Karfaw und alle Ritter und Knechte im ganzen Niederlande zu Preußen, das als Grund des Abzugs des Großfürsten die vielen Erkrankungen in seinem Heer hervorhebt, sagt er: „Wir bitten und vormanen euch als unser libin getruwen, das Ir fen uns euwir truwe halden wellet, als Ir uns habt geholt und geschworen, und wedirsteet den Cruzzegern und haldet die huser an uns, die ir in unserm namen habt ingenommen, des sollet ir ob got wil und euwir kinder yn eren und mit euwirm fromen wol genißen. Sundir das sollet Ir mit namen wissen, das wir uns abir mit gotes hulse schire mit unser macht misampt dem hern konige czu Polan sameln wellin und wellen uns vollin muen, das land czu Prussen czu gewynnen.“ Dem Beispiel des Großfürsten folgten sehr bald die Herzöge Janufz und Semowit von Masowien. In dem gleichen Maß, in dem sich

*) Nach dem poln. Chronisten Dlugoz hat Witowd allerdings behauptet, die vielen Ruhrerkrankungen in seinem Heer seien die Folge des übermäßigen Genußes von Delikatessen („ex cibo delicato“), an den seine Leute nicht gewöhnt gewesen seien.

seine Streitkräfte verringerten, wuchsen die dem Polenkönig drohenden Gefahren: In Südpolen fiel König Sigismund von Ungarn ein, von Westen drohten die Deutschen, von Osten die livländischen und preussischen Ordensstruppen; von den beiden letzteren war ein energischer Angriff bald nach Ablauf des Waffenstillstands (22. Sept.) mit Sicherheit zu erwarten. So blieb nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben. Im letzten Drittel des September — der Tag steht nicht fest — zog der König über Stuhm, Marienwerder, Rehden, Gollub in sein Land zurück, am 7. Oktober war er in Inowrazlaw. Daß er aber mit der Belagerung des Ordenshaupthauses keineswegs zugleich auch den Feldzug aufgab, ist aus seinen Maßnahmen während des Rückzugs ersichtlich: Stuhm nahm er den Landrittern, die es ihm übergeben und es bisher besetzt gehalten hatten, ab, wohl weil er ihnen nicht traute; es wurde mit polnischen Truppen bemannt und reichlich mit Proviant und aus Marienwerder herbeigeschafftem Geschütz versehen. Die Burg Rehden, die bisher allen Angriffen der Polen widerstanden hatte — die Stadt war längst in ihren Händen —, mußte sich dem König ergeben, die heldenmütigen Verteidiger, darunter 15 greife Ordensritter, wurden in die Gefangenschaft abgeführt. Auch diese Burg erhielt eine starke polnische Besatzung. Trotz dieses letzten Erfolges glich aber, wie auch polnische Chronisten hervorheben, dieser Rückmarsch des Königs mehr der Flucht eines Besiegten, denn der Heimkehr eines Siegers.

IX. Der Umschwung.

Die erste Sorge des Ordens nach Aufhebung der Belagerung des Haupthauses mußte sein, wieder vollständig Herr des Landes zu werden: der Marschall von Livland eroberte Stadt und Burg Elbing zurück und drang dann im Verein mit den Komturen von Balga und Elbing ohne Aufenthalt weiter ins Kulmerland vor. Vor der kräftigen Widerstand leistenden Burg Rehden wurden nur 100 Mann unter dem Kumpan des Komturs von Brandenburg zurückgelassen, der mit den Bürgern der Stadt und dem Landvolk das Haus eingeschlossen halten sollte. Die Hauptkräfte marschierten am 8. Oktober weiter nach Thorn, an das bereits Anfang des Monats die Aufforderung ergangen war, sich dem Orden wieder zu unterwerfen. Inzwischen eroberte der Komtur von Ragnit

Pr. Mark und Pr. Holland; ebenso wurden Stuhm, die festen Plätze im Gebiet von Osterode und Brattian im Kulmerland zurückgewonnen; Soldau war schon seit dem 24. September wieder in den Händen des Ordens. Auch westlich der Weichsel machte die Sache des Ordens rasch Fortschritte: Sobowitz, Dirschau und Mewe wurden von seinen Anhängern („erbarin luten“) besetzt, Tuchel nahmen die durch zahlreiche „Gäste“ aus Deutschland verstärkten Ordensstruppen. Der Versuch aber, des noch weiter südlich liegende Krone an der Brahe zu nehmen, mißlang: die Ordensstruppen erlitten durch ein vom Polenkönig entsandtes Ersatzheer eine Niederlage, der Bogt der Neumark, Michael Ruchmeister, wurde gefangen. Eine Aufforderung des Königs an die Bewohner der Gebiete von Tuchel und Konitz, sich zu unterwerfen, blieb jedoch erfolglos. Ueberhaupt vollzog sich ebenso schnell, wie nach der Schlacht bei Tannenberg der Abfall, jetzt die Rückkehr des Landes zur alten Herrschaft.

Nicht so rasch geklärt war nur das Verhältnis der großen Städte zu dem Orden: sie strebten naturgemäß danach, die ihnen vom Polenkönig zuerkannten Vorrechte zu behalten; wollte das der Orden auch nicht zugestehen, so mußte ihm doch gerade jetzt daran gelegen sein, mit den Städten in gutem Einvernehmen zu bleiben; es kam also vorerst zu keiner klaren Entscheidung, im ganzen aber waren die Beziehungen zwischen Orden und Städten freundlich: der Danziger Komtur hatte mit der Stadt einen Waffenstillstand geschlossen, der immer wieder erneuert wurde; von den Thorner Bürgern schreiben einige Ordensgebietiger am 9. Oktober an den Statthalter: „und wir synd gar wol getrost von der gemeyne“; am 11. Oktober hebt der vor der Burg Thorn lagernde Komtur von Balga wiederum hervor: „wend wir so von der gemeyne us beyden steten wol getrost synd.“ Freilich scheinen die Thorner es für geraten erachtet zu haben, so lange der Feldzug noch nicht entschieden war, zwei Eisen im Feuer zu halten, denn in demselben Schreiben meldet der Komtur von Balga: „die von thorun synt also gestern von Veflaw von im gescheyden do sie bie im gewest synt butende umb rettunge.“ Der König hatte sie am 7. Oktober aufgefordert, zu ihm nach Inowrazlaw zu kommen. Auch der Stellvertreter des Komturs von Tuchel schreibt am 20. Oktober dem Statthalter, Thorner Ratsherren seien jede Woche beim König in Veflaw, und am 16. November lobt Witowd die Thorner in einem Schreiben an sie wegen ihres treuen Festhaltens an dem Eid, den sie dem König geleistet. Wahrscheinlich war auch hier die endgiltige Regelung des Verhältnisses der Stadt zum Orden bis nach dem Friedensschluß verschoben worden.

Konnte nun auch am 12. Oktober dem Statthalter gemeldet werden, daß das ganze Kulmerland wiedererobert sei bis auf die Häuser Thorn, Rehden, Strasburg und Nessau, so war doch die Lage des Ordens keineswegs günstig: den Burgen fehlte es an Besatzung und Armierung, und von allen Seiten erging die Forderung an den Statthalter, Geld und Mannschaft zu senden, damit man die neu gewonnenen Plätze wieder in Verteidigungszustand setzen könne; so vom Komtur zu Danzig, vom Komtur von Schlochau aus Konitz, vom Stellvertreter des Komturs von Tuchel, von Heinrich Keuß von Plauen, dem Vetter des Statthalters, aus Schwetz, vom Komtur von Balga (vor Thorn) betreffs der Häuser des Kulmerlands. Dieser war mit dem Landmarschall von Livland (ebenfalls vor der Burg Thorn) der Ansicht, man solle tüchtige Ordensbrüder an die Spitze der Konvente*) stellen und „Schiffsfinder“ (Matrosen) werben, um damit die Burgen zu bemannen.**)

Was dem Orden am meisten fehlte, war Geld; es war für ihn etwas Neues, daß er seine Kriege bezahlen mußte. Bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatten ihm jederzeit ansehnliche Streitkräfte aus dem ganzen mittlern und nördlichen Europa kostenlos zur Verfügung gestanden, sobald er ihrer nur bedurfte; sie waren zum Kampf gegen die Heiden „um Gott“ gekommen, nicht aber um

*) Konvent-Bruderschaft eines Ordenshauses.

***) Der Brief lautet:

„Wißet, das wir izunt alle unsere hühere im Solmischen Lande wedir haben ane (ohne) Thorun, Neden und Strasburg, und do got vor sie, is ist zu besorgen, wie ein heer wedir ins land queme (käme), das wir sie wedir verlören von deswegen, das sie nicht gespiet, noch bemannet synt. Duch ist uff den Hüßern wedir geschos, noch eyngerley harnasch. So wäre des landmarschalls und unser gutdüngen mit andern gebietigern, so die Schiffkynder (Matrosen) von Schonen ken Danzß quemen, was man der gehalten mochte, das man die uffneme und die Hüßere do methen obir wynter bemannete und uff redeliche brüder gedechte in allen Conventen, den man sie besüle. Duch meynet der landmarschall, das man bie den Schiffkynder, so sie inkomen, Harnasch und hüßchen genug fünde, und was man zu sulcher notdorfft bedorffende were, das man das von In (ihnen) kouste und die Hüßere domethe beteylete. —

Die von Thorun synt gestern von Leßlau von dem konige gesichenden, do sie bie Im gewest synd bittende umb rettunge, das her zu In gesprochen hat, das sie sich sulen enthalben als biberbe kütze, hilft Im got, das her den Streyt gewynnet, her welde sie wol von unser macht entsetzen; vorlust (verlöre) her aber den Streyt, so sulen sie thun, wie sie mögen. Also wolle wir morne frü im namen gotes Thorun berynnen und hoffen zu got, is sulle uns wol irgeen, mend wir jo von der gemeyne us beiden Steten wol getrost synd.

Gegeben im Felde deßhalb Thorun eine meyle Weges vor der heyden am Sonabend nach Dyonisy 1410.“

Lohn. 1386 hatte sich der Orden zum erstenmal genötigt gesehen, Soldverträge abzuschließen, denn da er gegen das christliche Polenreich rüstete, konnte die sonst übliche Art, die Streitkräfte aufzubringen, die Predigt des Kreuzes im Reich, oder die unmittelbare Aufforderung des Ordens an Fürsten und Große zur Teilnahme an einer „Reise“ um Gottes willen nicht in Anwendung kommen. Die ersten Soldverträge des Ordens geben uns auch sogleich einen Einblick, welche Summen nun seine Kriege kosteten: zwei Herzöge von Stettin verpflichteten sich im Juli 1386 zuerst zu zehnjährigem Dienst gegen die Summe von 6000 Gulden (12 000 Mark), und im Falle des Kriegs versprachen sie, gegen eine weitere Zahlung von 12 000 Schock böhmischer Groschen (72 000 Mark) 100 gewappnete Ritter mit ihren Knechten, 100 Armbrustschützen und 400 Pferde zu stellen; dieselben Verpflichtungen übernahmen für die gleiche Summe zwei Herzöge von Wolgast; etwa 20 Ritter des zahlreichen Geschlechts von Wedel erhielten für die gleiche Truppenmacht 18 000 Mark preussisch (ebenfalls 72 000 Mark), und ähnliche Abmachungen wurden mit andern pommerschen Adligen (von Bonin, von Kameke usw.) abgeschlossen.

Es ist klar, daß die Zahlung derartiger Summen auch die beträchtlichen Geldmittel des Ordens bald erschöpfen mußte, zumal wenn deren Hauptquellen, Landwirtschaft, Mühlen und Handel, durch Krieg zum Versiegen gebracht wurden. Dazu hatten die großen Landkäufe vor dem Krieg erhebliche Summen verschlungen: die Neumark (1402) hatte 63 200 ungarische Gulden, das Land Driesen (1408) 7750 Schock böhmischer Groschen (etwa 48 000 Reichsmark) gekostet. So kann es nicht Wunder nehmen, daß sich der Orden seit Tannenberg beständig in Finanznot befindet, er vermag sich nie wieder daraus zu befreien, sie bestimmt wesentlich die weitere Entwicklung seiner Geschichte.

Ganz aufgehört hatte auch jetzt nicht die unentgeltliche Hilfeleistung; vor dem Kriege wie während desselben war die Ordensleitung unausgesetzt bemüht, „Gäste“ zu gewinnen, wobei ihr die Verwendung heidnischer und schismatischer Hilfsvölker seitens des Polenkönigs eine treffliche Handhabe bot; aber freilich kamen von den aus Deutschland und Ungarn zuziehenden Rittern und Knechten nur „eyn theil durch got unde doch das meiste teil umb solt“. —

Für das Mißlingen der Eroberung des Haupthauses rächten sich die Polen durch Fortsetzung des Krieges in der altgewohnten Raub- und Verwüstungsmanier; besonders das Ordensgebiet westlich der Weichsel hatte stark darunter zu leiden: die Gegend um

Schweiz wurde ausgeplündert, in die Neumark, in deren Nähe der neue Truppen sammelnde König stand, fanden heftige Einfälle statt; man beabsichtigte damit offenbar auch, den aus Deutschland dem Orden zuziehenden Gästen und Söldnern den Weg zu verlegen. Die Leitung der Verteidigung der Neumark wurde an Stelle des gefangenen Michael Rüdmeister von Sternberg dem Ordensritter Boemund Brendel übertragen. Auch aus andern Gegenden liefen ungünstige Nachrichten beim Statthalter ein: Am 16. und 23. Okt. schreibt der Fischmeister von Balga (Stellvertreter des Komturs von Osterode), die Landstriche um Osterode und Reidenburg würden von den Masowiern furchtbar verheert; in das Gebiet von Köffel brachen die Polen raubend ein, doch erhoben sich hier die Bürger und Bauern, fielen über die Räuber her und erschlugen sie (Melung des Pflegers zu Kastenburg an den Statthalter vom 25. Okt.). Am 21. Oktober berichtet ein Ordensbeamter aus Tapiau, Witowd befinde sich in Grodno und rüste von neuem, am 28. der Komtur von Ragnit, sein Haus sei durch den Großfürsten stark bedroht. Am 31. Oktober meldet der vor der Burg Rehden lagernde Komtur von Elbing, in Dobrzin hätten sich Polen und Masowier gesammelt, lagerten am 31. Oktober bei Strassburg und wollten am 1. oder 2. November einen Vorstoß gegen Rehden machen, um es zu entsetzen; der Komtur klagt, er habe „wenig gutes folkes und unser folk uns entritet und die kolmener dorezu nicht thun und keyner czu uns nicht kompt“. Ähnliche Klagen über die Unzuverlässigkeit der Söldner kommen auch von andern Gebietigern, Anfang November erlitt die Besatzung von Tuchel bei einem Ausfall gegen eine über Schweiz heranziehende Plünderungsabteilung der Polen eine Schlappe. —

Inzwischen waren (Ende Oktober) die zur Hochmeisterwahl erforderlichen Großwürdenträger des Ordens in Preußen angelangt: der Landmeister von Deutschland, Konrad von Egloffstein, der Landmeister von Livland, Konrad von Vietinghof, der Landkomtur von Oesterreich und der Landkomtur von der Etsch, letzterer „myt eynem suberlichen hufen“. Am 9. November wurde, wie zu erwarten war, der heldenmütige Verteidiger des Ordenshaupthauses, Heinrich von Plauen, zum Hochmeister erwählt. Die Großgebietigerstellen erhielten: Hermann Gans (Großkomtur), der noch in polnischer Gefangenschaft befindliche Michael Rüdmeister von Sternberg (Ordensmarschall), Albrecht von Tonna (Ordensrapier), Boemund Brendel (Ordens-treßler).*) —

*) Die fünf obersten Gebietiger waren die nächsten Gehilfen des Meisters; nächst ihm nahm den höchsten Rang in Friedenszeiten der Großkomtur ein, im Krieg der Marschall. Der Spittler hatte

Soviel Schaden die Polen mit ihren Verwüstungszügen in den Grenzprovinzen des Ordens auch anrichteten, — eine Entschcheidung konnte dadurch nicht herbeigeführt werden; zu einer Operation großen Stils fehlten dem Polenkönig aber Mittel und Kräfte: auf die Hilfe Witowds war nicht mit Sicherheit zu rechnen, allein aber fühlte sich Wladislaw einem gleichzeitigen Kampf gegen zwei Fronten — den Orden und König Sigismund von Ungarn — nicht gewachsen, auch war er nicht mehr imstande, die Entschädigungsforderungen seines polnischen Adels für Kriegsverluste, Gefangenenschaft und andere Schädigungen zu erfüllen: er knüpfte daher Friedensverhandlungen an.

Die bedrängte Lage des Königs bot einer tatkräftigen, wozumöglich offensiven Fortsetzung des Kriegs seitens des Ordens die günstigsten Ausichten. Der Hochmeister, der sich bisher meist in der Marienburg aufgehalten hatte, brach deshalb nach Thorn auf, um zunächst diese Burg zu nehmen. Da sich inzwischen außer den Ordensgebietigern auch zahlreiche Gäste eingefunden hatten, so der Erzbischof Johann von Riga, der Bischof Johann von Würzburg, der Bischof Johann von Pomesanien, die Grafen Wilhelm von Henneberg und Bernhard von Kustelen, der Graf Heinrich von Plauen, die Edlen Benisch und Kaspar von Domin und viele andere, so hatte der Hochmeister wieder ein ansehnliches Heer beisammen, mit dem er wohl imstande gewesen wäre, durch einen energischen Vorstoß gegen den in Kujawien stehenden König dem Krieg ein rasches Ende zu machen: „und danne her (der Hochmeister) czihn welde mit macht in das reich czu Polen“ heißt es in der Werbung des Thorner Hauskomturs, und ein nach England gesandter Bericht vom 1. November 1412 sagt vom Hochmeister: „und was mit sulcher macht besammelt, das her dem von Polan wol czu stark und in czugleiche und rechte wol brocht hette.“

Nicht zum letzten Mal in seinem an Tragik so reichen Leben mußte Heinrich von Plauen aber jetzt erfahren, daß die große Persönlichkeit zum Umsetzen ihrer Tatkraft in Erfolg unumschränkter Machtbefugnis und der Freiheit zu handeln bedarf, die Abhängig-

das Hospitalwesen, der Trapier die gesamte Bekleidung und Ausrüstung, der Treßler die Finanzen unter sich.

Landmeister, Landkomtur, magister provincialis hieß der Verwalter jedes größeren, nicht im Gebiet des Haupthauses liegenden Bezirks; Komtur der Vorsteher eines größeren „Gawies“ (Burg) mit dem dazu gehörigen Gebiet. Was der Stellung dieser Beamten besondere Stärke verlieh, war die Vereinigung des obersten Verwaltungsbeamten und des obersten militärischen Befehlshabers in einer Person. Ihre Selbständigkeit und Machtbefugnis waren außerordentlich groß.

keit von einer Anzahl von Durchschnittsköpfen aber gleichbedeutend ist mit Lähmung: zu kurzichtig, um das für eine vielleicht noch ferne Zukunft Notwendige zu erkennen, zu kleinlich, um die eigenen nächstliegenden Einzelbedürfnisse für Größeres zu opfern, meistern sie mittels einer nur durch das Gewicht der Zahl geschaffenen Ueberlegenheit den, dessen überragendem Urtheil sie sich blindlings hätten unterwerfen sollen.

X. Waffenstillstand und Friede von Thorn.

König Wladislaw lag „uf der koyaw*) und torste**) nicht obir dy Wyjel“. Da er dem Orden nicht genügend durch Waffengewalt zu schaden vermochte, versuchte er es mittels seines diplomatischen Geschicks: am 9. November sandte er an alle Gäste des Ordens auf Tuchel, oder wo sonst sie sich befanden, ein Schreiben, in dem er seiner Bewunderung Ausdruck gab, daß sie dem doch offenbar im Unrecht befindlichen Orden Hilfe leisteten. Er könne sich das nur aus ihrer Unkenntnis der Streitfragen erklären und bitte sie deshalb, zwei Vertrauenspersonen zu ihm zu senden, welche die Gerechtigkeit seiner Sache prüfen sollten; andernfalls sei auch er gern bereit, zwei seiner Großen an sie abzuschicken. Ferner sandte er Gefangene mit Briefen zu ihnen, in denen er seine Forderungen auseinandersetzte und begründete; „do jante her (der König) des ordens gefangen und vuch sunst botschaft czu den geisten und czum orden und irboch sich czu allir möglichkeit mit schonen bedachten Worten“ (Bericht nach England); auch Heinrich von Plauen sagt in seinem Rundschreiben an die Fürsten, der König habe Briefe geschrieben an die „Hern, Ritter und Knechte, dy wir hzunt by uns haben, uff daß er sie von unser Hulfte entsperen mochte“; darin habe er „sine Schult mit grosser Derbietung und schönen Varben mentelt und bedeket und unjer Unschult, die Got bekant ist, berechtiget, bezichtiget und beschuldiget“.

Während dieser Bearbeitung der Gäste des Ordens ruhten aber die polnischen Waffen keineswegs: die polnischen Besatzungen der Burgen Nehdn und Strazburg verwüsteten die umliegenden Gebiete; die Landschaften um Birgelau und Schönsee wurden durch

*) In Rujavien.

**) wagte sich.

Plünderungszüge heimgesucht; von dem Marschall des polnischen Königs, der bei Strassburg lag, meldete der Komtur von Brandenburg aus Kulmsee am 20. November, er sei nach Leipe aufgebrochen mit der Absicht, das Haus Thorn zu entsetzen.

Im Verein mit jenen Annäherungsversuchen des Königs mußte die Kühnheit seiner Truppen sehr zu seinen Gunsten und zu Ungunsten des Ordens auf die Gäste wirken: Es war ersichtlich, daß der König sehr wohl noch imstande war, den Krieg fortzusetzen; wenn er trotzdem die Hand zu Unterhandlungen bot, so mußte seine Friedensliebe aufrichtig sein, und wenn es nicht zur Beilegung der Feindseligkeiten kam, so lag die Schuld offenbar allein bei dem Orden. Heinrich von Blauen kannte seinen Gegner besser: er argwöhnte, daß die Friedensbestrebungen des Königs nur aus der augenblicklichen Lage geboren seien und wußte, daß eine übereilte Beendigung des jetzigen Kriegs, die die eigentlichen Streitfragen unerledigt ließ, keine Gewähr für einen Frieden von Dauer biete. War man aber sicher, das Schwert doch bald wieder ziehen zu müssen, so war es besser, es nicht erst in die Scheide zu stecken, noch dazu zu einem Zeitpunkt, der die besten Aussichten für einen großen entscheidenden Erfolg bot. Aber der Hochmeister war nicht frei in seinen Entschlüssen, sondern von dem Willen aller derer abhängig, die zu seiner Unterstützung gekommen waren; ohne die von ihnen zugeführten Kräfte vermochte er nichts zu unternehmen. Die Gäste aber wußten nur wenig von den eigentlichen Quellen des Streits, der hier ausgetragen werden mußte, und von der Unveröhnbarkeit der Gegensätze; sie mochten wohl glauben, daß diese durch einen Vergleich wirklich aus der Welt zu schaffen seien; schließlich gingen sie die Händel des Ordens im Grunde wenig an, ihre Kriegslust war nicht groß: als der Landmarschall von Livland und der Komtur von Brandenburg einen Einfall in das Dobrziner Land machen wollten, weigerten sich die Gäste auf Schönsee teilzunehmen, wenn jene nicht für den entstehenden Schaden gutsagen wollten. (Landmarschall von Livland an den Hochmeister, Gollub, 6. Dez.) So erklärt es sich, daß der König mit seiner Beeinflussung der Helfer des Ordens durchaus Erfolg hatte: sie „meynten, das in nicht wol czemlich wedir in czuthun were nach sulcher irbitunge, die sie duchte treflichen und redlichin sey“. Dem Hochmeister blieb also nichts übrig, als sich ihren Wünschen zu fügen: Anfang Dezember wurden die Verhandlungen eingeleitet, am 9. 12. konnten bereits die Urkunden über einen Waffenstillstand ausgefertigt werden. Er wurde abgeschlossen für Wladislaw, Witowd, Boguslaw von Stolp, Januß und Semowit von Masowien und deren Verbündete auf der einen, den Orden und seine Verbündeten auf der andern Seite für die Zeit vom 14. Dezember 1410 bis zum 11.

Januar 1411. Jede Partei solle vorläufig das behalten, was sie besetzt habe, die Polen also auf preußischem Gebiet die Burgen Thorn, Strasburg, Rehden, Neßau, Bütow; den Besatzungen der vier letztgenannten Häuser wurde freier Verkehr zugestanden und die Erlaubnis, sich zu verproviantieren, auf der Burg Thorn dagegen sollte nichts über den augenblicklichen Stand vermehrt, nur der tägliche Bedarf sollte der Besatzung verabfolgt werden. Die Gefangenen, mit Ausnahme der Fürsten und der zu tief in das Innere des feindlichen Landes Abgeführten, waren zu entlassen gegen das Versprechen, sich eine Woche nach Ablauf des Waffenstillstands wieder zu stellen. Die Unterhändler — auf Seite des Ordens gehörten dazu zwei Gäste: der Erzbischof von Riga und der Bischof von Würzburg —, von denen es heißt: „wend dy herrin von beydin sytin gar grosslichin das (d. h. dy teydinge) arbeytin“, vereinbarten außerdem eine Zusammenkunft zwischen dem König und dem Hochmeister in Raciaz, und noch an demselben Tage sandte Wladislaw ein sehr freundlich gehaltenes Schreiben an Heinrich von Plauen, in dem er ihm Glück wünschte zu der Erwählung zum Hochmeister, der Hoffnung auf ein ferneres gutes Einvernehmen zwischen ihnen Ausdruck gab und Heinrich einlud, zu ihm nach Raciaz zu kommen. Die dreitägige Zusammenkunft, die zwischen dem 10. und 14. Dezember stattfand, hatte kein Ergebnis. Der Hochmeister schlug vor, die streitigen Punkte dem Papst, dem römischen König oder einem andern Fürsten zur Entscheidung vorzulegen, doch wandte Wladislaws ein, dieser Weg werde doch nicht zum Ziele führen, auch sei er zu kostspielig, man solle lieber ein Schiedsgericht einsetzen. Ueber die Person des Obmanns des Schiedsgerichts, der in Fällen, in denen keine Einigung zustande käme, die Entscheidung haben sollte, konnte man aber nicht schlüssig werden: „so sollte ein Oberman seyn“ — sagt Heinrich von Plauen selbst in der Schilderung der Verhandlungen — „und zu sulchen Obermannen nanten wir im vil Fursten und Hern. Darzu, noch zu fehnem andern redlichen Wegen, dy wir im da furgaben, wir in mit nicht brengen konden noch mochten, also daß wir uns zu mal sere besorgen und befaren, daß er aber den vorgeschriben Tag mit uns umb nichts uffgenumen hat, dan daß er sich dy wile (derweil) stercke, und besamen mit den Heyden und Unchristen, uns, unser Lande und Lute uberfallen moge, da Got fur sy, also er vorgeghan hat.“

Diese Sätze lassen erkennen, wie Heinrich von Plauen die Lage beurteilte; schon vor dem Beginn der Verhandlungen hatte er an der Ehrlichkeit der Friedensbestrebungen des Königs gezweifelt: „Die Gäste obiretten (überredeten) den homeister, daß her

eynen tag uff sulche irbitunge mit im uffneme, wie wol her sich besorgte, das sulche irbitunge des konynges ernste nicht emwer, sunder abir off eynen losen uffsatz gynth, das her sich mit den littouvern und andern ungloubigen mechte besammeln“ (Werbung des hauskompthurs von Thoron an die fursten und heren zu dutschen landen).

Jetzt war der Argwohn des Hochmeisters bestätigt: der König hatte durch Ablehnung aller zum Obmann des Schiedsgerichts vorgeschlagenen Persönlichkeiten deutlich zum Ausdruck gebracht, daß ihm an dem Zustandekommen des Friedens nichts lag; er wollte offenbar nur Zeit gewinnen. Heinrich von Plauen ging daher unverzüglich daran, neue Kräfte für die Sache des Ordens zu gewinnen. Sofort nach der Rückkehr von der Zusammenkunft mit dem König am 14. Dezember sandte er von Thorn aus ein Rundschreiben an alle Fürsten, in dem er den Streit des Ordens mit Polen schildert und um Hilfe bittet. Dieses wichtige und in mehrfacher Hinsicht interessante Dokument der Zeit möge hier im Wortlaut folgen:

*) Allen und izlichen durchleuchten Hochgebornen und Grosmächtigen Fursten, Hern, Geistlichen und werlichen Graven, Freyherrn und Heuptluten, Rittern, Knechten und gemeinlichen allen, zu welcher Regimwertigkeit bis Briß kumpt, unsern und unsers Orden Hern, Frunden und Gynnern, entbieten wir Bruder Heynrich von Plawen, Hoemeister Tutsches Ordens, dinstlichen Willen und frundlichen Gruß; Lieben Hern und Frunde. Wir hoffen, Euch sey wol zuwissen worden, wie unser nechster selicher Gedechnis etwan Bruder Ulrich von Jungingen, Hoemeister unsers Ordens, nach Räte und Unterwisinge der durchleuchten Fursten und Hern Conrad in Slesien, und Conrad seines Suns, den man nennet Senior Herzogen, und vil andere Erbar Lute, Ritter, Knecht, Burger, und des Alldurchluchtigsten Fursten und Hern, Hern Wenzlaw, Romisches und Behemisches Konigs Koniglicher Boten, aller Sachen Zwytracht, Krige und Widerwillen, dy zwischen uns und unsern Orden von eynem, und dem Alldurchluchtigsten Fursten und Hern Wladislaw, Konige zu Polen etc. von dem andern Teyl, um Lande und Lute und vil ander Gebrechen entstanden waren, zu vormiden die Vorgisunge christliches Blutes, zu dem vorgeantten Hern Romischen und Behemische Konige, und finen Raten Vollmechtiglichen gegangen, umb mit Rechte abir Frunttschaft zwischen den vorgeantten Teylen uszusprechen und zu berichten, als das wol stet zu bewisen mit offenbaren Briffen,

*) Wiedergegeben nach dem Abdruck in Preuß. Sammlung, III. Bd. 1750.

die daruber gemocht, und mit vil anhangenden Inſigel von beyden Seiten ſint befeſtiget und beſtetiget: und auch wy derſelbe Herr Romiſcher und Behemiſcher König dieſelbe Sache zu im genummen hat, und dabey mit Räte und Hulffe aller ſines Riches Geiſtlicher und wertlicher Fürſten nach beyder Theyl Klage und Antwort mit Worten und mit Schrifften nach ihrer beyder Bewiſunge und nach langer Halbunge, einen Uſſpruch und Urtheyl gethan und geben hat, bey der Zyt, dy im darzu geſagt ward, und von beyden Theylen vorlibet, alſo auch wol ſteet zu bewiſen, mit ſinen Königlichen offenbaren Briſſen und anhangenden Inſigel ſiner Majeſtad, welchem Urtheyl und Uſſproche der vorgeschribene unſer Vorſar, wir und unſer Orden ganz nachgegangen ſin, und ſie in alle ire Puncten und Artickeln vorlibet und gehalten haben, und gerne ſtete und veſte unwerſerlich halden ewiglichen wollen.

Wy wol uns nu derſelbe Here König zu Polan mit Unrecht und ubriger Gewalt zu Krige, Strite und chriſtliches Blutes Vergifunge gedrunge hat und noch dringet: wan her in der Warheit nicht alleynn zu handen von dem Urtheyl und Uſſpruch abetrat, ſondern ſy auch vormelichen vorwarff und dy me in keinen Eren, Puncten und Artickeln, wyder ſine Königlich Eren-Briſſ, Wort und Verbunde, hilt, noch halden wolde; alſo wol ſtet zu bewiſen mit vil Fürſten, Herrn, Ritter, und Knechten, und andern erbern Luten, ſondern ſich zu Hant mit ſtarcker und groſſer Meninge allerley ungelewigen böſen Heyden, Ruſſen, Wallachen, Samaiten, und Litawen beſamlet wider unſern Orden, wy wol der Allerleuchtigſte Fürſte und Herr König von Ungarn das zu ſtorung mit ſinen erbern Boten zwiſchen beyden Theylen getedinget hatte, daß derſelbe Herr König zu Polan Zyt unſer Vorſars uff ſant Johannis Tag des Teuffers nechſt vorgangen, zu nuwer Vorrichtung aller Sache zuſampte kumen ſolden, daß von beyden Seiten vorlibet und usgenommen was; zu dem doch derſelbe Here König zu Polan noch ſenden noch ſelbeſt kumen wolde, ſondern mit der vorgeschribenen Samenung den vorgeschribenen unſern Vorſar, und unſern Orden uberzogen, und in mit ſinen Gebitigern und erbern Luten, und auch Herrn unſers Ordens, und die zu im us Landen zu Beſchirmung des chriſtenlichen Gelaubens kumen weren, zu Welde niderlegte, ſlug und mordete zu groſſem Schaden des chriſtenlichen Gelaubens, (des ſich Got erbarmen muß, und wir über Groſsmächtigkeit klegelichen klagen) und dernach mit derſelber menigen gewaltigen Zog durch das Lant zu Pruſen, daß er leyder! an Luten, Steten, Weſten und Dorffern mit Toſſlegen, Morden, Beſchemungen Jungfrauwen und Frauwen, Brande, Raube, Kirchbrechung, des heyligen Sacrament Virmelunge, Vorſprechung, und under die Füſſe Tretunge, Wegtreibung der Lute in Tartheriſche

und andere Heydnische Lande, so gar jemerlich gewustet hat, und vorderbet, daß es das nimer vorwinden mag, und wir es auch dy Zulie nit geschriben noch geklagen mogen, und im daran nit liß gnugen, sondern furbaß zog mit denselben Unrechten und leget sich zu Felde für unsers ganzen Ordens Heupthus, zu Marieburg, daß er Tag und Nacht mit Bliden, Undergraben und allerley Stormens Gezug bis in die zehente Wochen jemerlich zuwarff, und zuschoß, und zustorte, mit aller solcher Meinung, ab er das Hus gewinnen mochte mit des Ordens Schaze, daß er uns und dem ganzen Orden us dem Lande zu Prussen und zu Bislanden vertriben und vertilgen wolde, der doch in den Ortern des Cristen Glaubens Merunge und starker Fridschild geweest ist.

Und wiewol es ist, daß wir zu der Zyt hilden des Hoemeisters Stad, und uns daselbest oft und dicke gegen im demütigten, bittende, daß er Got zu Lobe von dem Husse zuge und abliße von sulcher greulicher Verderbung des Tutschen Ordens unser liben Frauwen, und derbiten uns mit allerley Kriege, Zwytracht, Schaden, und Schelunge zu gehen zu der heyligen Romischen Kirchen, dem Romischen Riche, allen und iglichen Kurfursten und andern Fursten, Herrn, Ritter, und Knechten, ader Steten, damit er in keyner Wisse nit derweicht ader beweget wart, zu Gute und zu Barmherzigheyt, sundern unbeweglicher, stercker, bestendiger, und steter von Tage zu Tage zu volbringen, waz er angehaben hatte; jdoch von den Gnaden Gots, der dy sinen von Stund straffet, sundern doch nit totlich verderbet, mit Hulffe unsers liben Vettern, Herrn Heinrich des alden zu Blawen, und andern erbern Ritter und Knechte, dy wir mit uns uff dem Hoffe hatten, haben wir in so krefftliehen widerstanden, und uns von seiner Gewalt ervert, daß er von demselben Hus abzihen muste. Allein er uns in dem Uszog und unserm Orden grossen Schaden getan hat, mit Brande, und Gefengnisse unser Lute, dy durch mer Sicherheyt willen sich im dergeben hatten, der er sy doch nit liß genissen. Und dernach also wir von den Gnaden Gots eyntrechtlich von unsern Brudern, dy des gewaltig waren, zum Hoemeister (dazu wir uns untuchtig und unwirdig achten, derkennen und halten) derkorn und erwelt weren: haben wir mit der Hulffe Gots und vil erber Lute alle unser Lande, die derselbe Konig so gar unchristlich uns angewonnen hatte, zu unsern und unsers Ordens Gehorsam und Herlichkeit wider bezwungen und gewonnen, uzgenomen etliche Sloß und Husse, die er noch inne hat in unsern Lande, dy sich doch, als wir zu Gotte hoffen, nit lange vor uns ethalden mugen. Und uff daß alle Werlt derkennen mege, wy gar ernstlich wir den Wegen des Frides und Eintracht nachgevolget und gegangen haben und noch nachvolgen und geen, so haben wir mit Rate der Erwirdigen in

Got Vättern und Herren, Hern Johann, Erzbischoff zu Rige, Johann zu Wirzburg, Johann zu Rezenburg Bischoff; der Edlen und Wolgebornen Hern Wilhelmes von Henneberg, Lenhardes von Castel Graven, der Gebiter von Tutschen und Welschen Landen, und andir Gebitiger unsers Ordens, der Edlen Hern Heinrichs von Plauen vorgeschribenen, Gornische und Wenzhe von Tannen, der Strengen Ritter, Johann Roenhan von Robornen, Apel Witzthum von Diringen, Albrecht von Egolffstein, Ernst, Hern zu Glichen, Petrus von Schellendorf, Gemeike von Burseins, und vil ander Ritter und Knechte, und Manne, dy hzund by uns sint durch Besserunge willen eynes Cristen Glaubens einen Frytag uffgenommen biß uff den nehestkumenden Montag nach der Heyligen dry Kunige Tage, und sint mit unsir selbest Libe zu im in sin Lande geritten, das doch vormals seldom ny keyn Hoemeister von sinem Orden gegangen zu versuchen, ab wir in darzu mit Bete, Flehe, und Underwisinge mit den vorgeschribenen Hern, Rittern und Knechten brengen oder zihen mochten, daß er noch schonen wolde der Vergifung Cristen Bluts, und alle Sache und Schelung setzen zu Fursten, Hern, Ritter und Knechte: also er Euern Gnaden, ander Fursten, und Hern, als wir vornemen, hat geschriben in sinen Briven, mit den er gegen Euern Gnaden und andir Fursten und Hern, und nemlichen gegen den Hern, Rittern und Knechten, dy wir hzunt by uns haben, uff daß er sie von unser Hulffe entsperen mochte, sine Schult mit grosser Derbietung und schönen Barben mentelt und bedeket, und unser Unschult, die Got bekant ist, berechtiget, bezichtiget und beschuldiget, wan wir genzlichen getrostet waren von den sinen, daß er unsern guten Willen zu Herzen nemen, und desto geboger zu Eintracht und Fride werden sulde, fundern, wiwol wir da mit den vorgeschribenen Hern, Rittern und Knechten mit so grosser Demut, so wir kunden und machten, bis an den driten Tag darumb erbeiten und mutten, so kunden wir doch in darzu nit bringen, wan er sich des also entschuldigte und sprach, das Fursten und Hern in mit uns mere verwerren und entwerren mochten, an allen ihren Sachen, und daß das auch nit gescheen mochte, sunder große Zerung Koste, damit Geld und Gut us sinen und unsern Landen gefurt werde, und gab uns fur, wie er und wir hzund under eynander verichten mochten, an alle ander die Sache, des weren wir gar fro, und im gefellig, und hofften groß, er sulde dabey bestehen und bliben; und gaben im fur, daß er fore uz sinem Räte sechs, desglichen wolden wir auch thun, mit voller Macht uns zu verrichten, mit Fruntschafft oder Recht, die also in allen Geystlichen und wertlichen Dingen undereinander kysen solden und mochten, oder die Sache uzsprechen und verrichten

mochten zwischen uns, mit Fruntschafft ader Rechte; in den aber dy vorgeschprochen zwelff nicht uberein kumen mochten, so solte ein Oberman seyn, und zu sulchen Obermannen nanten wir in vil Fursten und Hern. Darzu, noch zu feynem andern redlichen Wegen, dy wir im da furgaben, wir in mit nicht brengen konden noch mochten, also daß wir uns zu mal fere besorgen und besaren, daß er aber den vorgeschriben Tag mit uns umb nichts uffgenumen hat, dan daß er sich dy wile stercke, und besamen mit den Heyden und Unchristen, uns, unser Lande und Lute uberfallen moge, da Got fur sy, also er vorgethan hat. Us welchen vorgeschriben Sachen Euwer Grosmechtige Wirdigheyt wol mag erkennen sine, ader unser Unschult in disen Sachen, und welche Macht er gibet sinen Kuniglichen Briffen, die er Euwer Gnaden und andern Fursten und Hern in dy Werlt sendet, und streuet.

Hirumb, allerwirdigste Väter und gnedige Heren bitten wir Euwer grosmechtige Herlichkeit mit großer Demut und Flisse, daß ir geruhet anzusehen und zu Herzen nemen dise grosse Not, mit der wir sint befallen, und des heyligen Cristen Glaubens Sachen Jar, die warlich mer dan unjer, mit uns und unsern Helffern uffzunemen, und uns zu helfen, also Euwer Cristenlich Herlichkeit angehort, so ir ersten komet oder moget mit euren Luten, Rittern und Knechten, den wir alle manden uff den Spis vir und zwanzig Gulden geben und bezalen wollen, von dem Tage irer Ußfart uz irem Hufse, als ferre sy uns und den heyligen Cristen Glauben nicht uff ire Kost zu Hulffe komen wollen; wolde aber ymand von den Euvern auff eygene Kost zu uns in diesen Noten zu Vorgebung ihrer Sunde kumen, oder riten, dy wollen wir ober das Lon, das sy von Gote darumb empfaen werden, mit gewarlicher und pflichtiger Wirdigkeyt wirdigen, und Eren, wan wir uff dise Zyt zu krank und unmechtig sin, zu widersteen den vorgeschribenen unsern und des heyligen Cristen Glaubens Finden, durch unverwindlichen Schadens willen, den sy an Luten, Hengesten, Harnesch gethan und uzgezogen haben, wan wir uch des genzlich versichern, daß in nicht so nach unseren noch unsers Ordens, der doch aller Edler und Wolgeborner Lute Zuflucht und Enthaltung ye gewest ist, als nach aller Cristen Landen Borderbniß hungert und durstet. Hyrumb so wollet nit lassen zu solchen Sachen und grosen Dingen uns zu Hulffe zu kumen, dy in forzeu Zytten also grosen Schaden der Cristenheyt brengen mogen, und geruht uns davon eyn fruntlich Antwort zu schriben, und nemet darumb nach unsern Orden und Ordens Dienst, das Lon von dem, des Ere und Gelaubens Merunge ir daran suchen und meren mit siner Hulffe werdet. Geben zu Toran, am Sontag nach Lucie, im XIII. hundert und zehenden Jare.

An einige Fürsten schrieb der Hochmeister noch besonders. Der Herzog von Wolgast hatte ihm durch Boten seine Bereitwilligkeit ausgedrückt, dem Orden mit Rittern und Knechten zu Hilfe zu kommen, worauf Heinrich von Plauen den Bürgermeister von Danzig, Konrad Leczkau, zu ihm sandte, um ihn in seinem Vorhaben zu bestärken; — ein Beweis für das gute Verhältnis zwischen Danzig und dem Orden in dieser Zeit. „Duch besunderen liber herre“ — heißt es in dem Brief Heinrichs — „zo haben wir den vorsichtigen weisen Conrad Leczkau unsern Burgermeister czu Danczß und liven getruwen unse gelegenheit euwere herlichkeit vorzubringende mit sampt euwern sendedoter ganz und wol undirrichtet und bitten euwre herlichkeit in czugelouben was sie uff desse czeit von unsentwegen werden worben, und weren is tusent adir Ha, wir wullen sie gerne uffnehmen.“

Leczkau war beauftragt, auch andere norddeutsche Fürsten aufzusuchen, so den Herzog von Braunschweig. Um die Gunst des Herzogs von Stettin bewarben sich sowohl der König wie der Hochmeister, doch gelang es dem letzteren, ihn auf seine Seite zu ziehen.

So konnte Heinrich von Plauen hoffen, beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten ein ansehnliches Heer zur Verfügung zu haben „wir wollen czu dessen czeit“ (d. h. nach Ablauf des Waffenstillstands) — schreibt er an den Herzog von Pommern-Wolgast — „einen schonen houffen haben gut ritter und knechte, das wir mit Gotes hulffe wol wedirstehen muchten.“

Aber wieder mußte er der Gewalt der Umstände nachgeben: Unter den Gästen des Ordens hatte die Sehnsucht nach Frieden sich mehr und mehr gesteigert, und von allen Seiten mahnte man den Hochmeister, die Verhandlungen ernstlich weiterzubetreiben und zum Abschluß zu bringen. Ihrem Drängen schlossen sich die nach dem Abschluß des Waffenstillstandes aus der polnischen Gefangenschaft zurückgekehrten Ritter und Knechte an: sie forderten ungestüm ihre Loskaufung oder die Beendigung des Kriegs, damit sie nicht wieder nach Polen zurückkehren müßten: „Stem do der meister vom konynge wedir yn syn lant quam, quome czu im ritter und knechte und nemlich die gefangin worin und beclagte sich ten im irer schaden und beschatzunge, yn irem gesenkniße und begerten losunge und offrichtunge irer schaden und slugen obir den homeister bese brife an und herczwusschen quam Wytout wedir czum hern konynge czu Polan mit eynem unseglichin grose husen unglouwiges folkes und legte sich domit dem konynge mit eym ganczen heer andirhalbe myle von Thorun. Dorumbe dem homeister von fursten, rittern und knechten, die bey im worin, geraten wart, frundliche tage und

teidinge uff das nuwe zuhalten, went im frede besser were den krig, noch gelegenheit syner synde und gesteltm̄s syner eigen lande und lewte.“

Natürlich war bei den bedrängten Geldverhältnissen des Ordens an ein Loskaufen der Gefangenen gar nicht zu denken, war doch der Hochmeister nicht einmal in der Lage, die Söldner regelmäßig zu bezahlen, so daß sie sich zum Teil schon weigerten, weiterzudienen.

Alle diese Umstände zwangen Heinrich von Blauen, sich wider seine bessere Einsicht zu fügen: er mußte „mit großer bitterkeit synes herzens angehen mit dem konige eyne ewige frede, wiwol her wuſte, das der konig den also cleyn halten wurde als her andir frede und teydinge mit dem orden gehalten hatte in vor-gangenen cziten*“.

Nicht besser erging es offenbar dem König von Polen: auch er wünschte im Grunde die Fortsetzung des Krieges bis zu einer wirklichen Entscheidung als das politisch einzig richtige, aber auch er sah sich durch die Macht der Verhältnisse am Handeln behindert; er hatte wohl gehofft, durch den Waffenstillstand Zeit zu gewinnen, neue Kräfte zu sammeln, denn sein ablehnendes Verhalten bei der Zusammenkunft mit dem Hochmeister zeigt deutlich, daß er damals noch nicht ernstlich an Frieden dachte. Was ihn schließlich letzten Grundes doch dazu bestimmte, ist nicht klar erkennbar, zwingend müssen die Gründe für die Annahme eines solchen Friedens aber jedenfalls gewesen sein. Entscheidend ins Gewicht fiel neben dem Mangel an Geld und Truppen und der Besorgnis vor dem gleichzeitigen Krieg mit dem König von Ungarn wahrscheinlich das Mißtrauen gegen Witowd, der zwar wieder zu dem König stieß, ihm im Grunde seines Herzens aber — wie Wladislaw wohl wissen konnte — ebenso wenig freundschaftlich gesinnt war wie dem Orden. An dessen vollständiger Niederwerfung, die gleichbedeutend war mit einer gewaltigen Stärkung der Macht Polens, konnte Witowd nichts liegen. —

Am 11. Januar lief der Waffenstillstand ab; am 7. wurde auf einer Weichselinsel bei Thorn eine Verlängerung um 2 Tage vereinbart. Als Bevollmächtigte des Ordens werden genannt: der Erzbischof von Riga, der Bischof von Würzburg, der Deutschmeister des Ordens Konrad von Egloffstein, der Landmeister von Livland, Konrad von Vietinghof und die Edlen Benusch von Dohnn und Johann Komlian von Cobern. Ueber den 14. Januar hinaus erfolgte zunächst keine Ausdehnung des Waffenstillstands. Mitte des

*) Werbung des hauskompthers von Thoron an die fürsten und heren czu dutschen landen.

Monats kehrte der Polenkönig, der sich während der Waffenruhe im Innern seines Reichs aufgehalten hatte, an die Grenze nach Brzeze in Kujawien zurück, wo sich einige Tage später auch Witowd einfand. Der Hochmeister war schon früher von Marienburg wieder in Thorn eingetroffen. Er sandte am 15. Januar noch einmal ein Rundschreiben an die Fürsten und ein besonderes Schreiben an den römischen König Wenzel, in denen er Wladislaw anklagte, er habe sich wieder durch Tataren und andere Heidenvölker verstärkt, „wiewol her vormals vorhyssen und gelobet hat, das her die heydenschaft widder die cristenheit nimmer stecken adir furen welde“; sie sollten deshalb dem Orden zu Hilfe kommen, in der Erwägung, „das dese sache nicht alleynne uns und unsen orden anruret, sunder meer den cristenglauben, dem yo alle cristenforsten schouldig sein beyzusteun und yn zu beschurmen.“ In diesem wie in allen andern Sendschreiben des Ordens findet sich auch nicht ein Wort, das auf die Verfechtung der deutsch-nationalen Sache deutete; dergleichen lag dem Empfinden der Zeit noch vollständig fern. Immer ist es „die beschurmung cristlichen glaubens“, die der Interessenpolitik des Ordens als Aushängeschild dient.

Trotz Absendung solcher Klageschriften wurden die Verhandlungen aber wieder aufgenommen; in einem Briefwechsel zwischen dem Hochmeister und Witowd fehlte es zwar nicht an gegenseitigen Vorwürfen, doch war er im ganzen im versöhnlichen Ton gehalten. Bald einigte man sich auch über einen neuen Waffenstillstand vom 22. bis 26. Januar. In diesen Tagen unterhandelten dann auf einer Weichselinsel bei Thorn die beiderseitigen Bevollmächtigten: Großfürst Witowd mit sechs polnischen Großen und von seiten des Ordens der Landmeister von Livland, Konrad von Bietinghof, Heinrich Keuß von Blauen (der Vetter des Hochmeisters) und der Bischof von Würzburg. Bereits am 1. Februar konnten die Urkunden über den Friedensschluß ausgewechselt werden. Sie enthielten folgende Festsetzungen:

Alle Streitigkeiten sind beigelegt, die Gefangenen frei, die Eroberungen werden zurückgegeben, die Bewohner, die dem König gehuldigt haben, von ihrem Eid entbunden, nur das Land Samogitien (Samaiten) sollen der Polenkönig und Großfürst Witowd Zeit ihres Lebens behalten, nach ihrem Tode fällt es an den Orden zurück; das Land Zawkrze, das Semowit von Masowien einst dem Orden verpfändet hatte, erhält der Herzog zurück, ohne daß er Lösegeld zu bezahlen braucht. Das Dobrzinerland und alles, was Polen vor dem Krieg besessen hat, verbleibt ihm; Pommern, das Gebiet Michelau, Kulmerland, Neschau, Murzimm, Orlau und alle Lande, die der Orden vor dem Krieg im Besitz hatte, behält er. Zur Beilegung streitiger Punkte,

besonders über den Besitz der neumärkischen Burgen Driesen und Zantok soll ein Schiedsgericht von zwölf aus beiden Parteien zu wählenden Männern eingesetzt werden; können sie sich nicht einigen, soll der Papst entscheiden. Betrifft der Streit Erbeigentum, liegenden Besitz oder Schulden, so soll das Landgericht, wohin die Sache gehört, darüber Recht sprechen; was Lehngüter betrifft, soll unter dem Lehnherrn nach dem gewöhnlichen Recht Erledigung finden. Durch das Schiedsgericht sollen auch alle sonstigen etwaigen Differenzen, Grenzstreitigkeiten mit Polen, Littauen, Masowien und dem Herzog von Stolp, die Streitfragen über die Inseln, die Fischerei, die Schiffahrt und die Weichsel- und Drewenz-Ufer beigelegt werden. Alle Kirchengüter von Gnesen und Pleslau im Ordensgebiet sollen in ihren Rechten verbleiben und ohne Willen ihrer Prälaten nicht veräußert werden, desgleichen die bischöflichen Ordensgüter in Polen. Die Kaufleute beider Parteien sollen freien Handel haben. Man verpflichtet sich zur Bekämpfung und Bekehrung der Ungläubigen und zur gegenseitigen Unterstützung dabei; die Teilung etwaiger Eroberungen erfolgt nach den früher vereinbarten Bestimmungen. Allen Ueberläufern wird Verbleib in ihrem Besitz und Straffreiheit zugestanden. Der König von Ungarn ist, wenn er will, in den Frieden mit eingeschlossen; der Hochmeister soll ihn davon in Kenntniß setzen, der König von Polen ihn mittlerweile nicht mit Krieg belästigen. Niemals wieder soll zwischen dem Orden und Polen-Littauen Krieg sein, niemals soll sich eine der Parteien den Feinden der andern anschließen. —

In dem Hauptvertrag nicht aufgeführt, da sie den Orden und den Polenkönig allein anging, war noch folgende durch besondere Abmachung festgelegte Bestimmung: der Orden zahlt im Verlauf eines Jahres an den König von Polen die Summe von hunderttausend Schock böhmischer Groschen*), wofür der Herzog von Masowien sein oben erwähntes Ländchen mit viertausend Schock auslösen sollte. „Item so mußte sich der orden dem konige noch rathe der forsten und heren, dy off dy czeit by dem homeister worin, vorbinden und vorschrebin, das her im bynen enme jare hundert thusen schog bohemischer grosschen geben und usrichte sulde durch fryunge wille syner gefangen und wedirgebunge willen

*) Das Schock böhmischer Groschen hatte i. J. 1414 in Preußen einen Wert von 1 M. 12 Stot preußisch. 100 000 Schock böhm. Grosch. sind demnach = 150 000 Mark preußisch. Der Silbergehalt der preußischen Mark hatte 1410—11 einen Wert von 7 M. 90 Pfg. heutigen Geldes. Danach hatten 100 000 Schock böhmischer Groschen einen Wert von 1 185 000 Mark heutigen Geldes. Nun hatte aber das Silber im 15. Jahrhundert einen viermal so hohen Wert wie heute: jene Entschädigungssumme würde heute also einen Wert von 4 740 000 M. haben.

der festen, dy der konig noch inne hatte, also das usgesprochen was von den hern, die der orden czu der berichtunge geforen hatte.“ — Gott beschütze mich vor meinen Freunden — wird der Hochmeister in jenen kritischen Zeiten mehr als einmal gedacht haben: Sie hatten ihn wider seine bessere Einsicht zum Waffenstillstand und dann zum Abschluß eines Friedens gezwungen, von dem er sich keine Dauer versprechen konnte, — er schien nur geeignet, die Gegner zu neuen Kräften kommen zu lassen; jetzt nötigte „der Rat“ — will sagen das Drängen — der Fürsten und Herren, die zu der Zeit bei ihm waren, und die Friedenssehnsucht der zum Teil noch aus den Gästen erwählten Bevollmächtigten dem Hochmeister eine Bedingung auf, die den bereits in drückender Geldnot befindlichen Orden finanziell ruinieren mußte. Die Finanznot hat die weitere Geschichte des Ordens bestimmend beeinflusst, alle Schwierigkeiten, ja die Hauptschläge, die ihn in der Folge getroffen haben, gehen letzten Endes auf sie zurück.

XI. Die Beziehungen zwischen Tannenberg und dem Niedergang des Ordens.

Die Schlacht bei Tannenberg wird in ihrer Bedeutung in zweifacher Hinsicht überschätzt: als Entscheidungsschlacht des Krieges 1409/11 und in ihren Beziehungen zum Niedergang des Ordens.

Der Feldzug von 1410/11 ist durch Tannenberg nicht entschieden worden, und die Verwunderung über den für den Orden so günstigen Frieden von Thorn, die man vielfach findet, kann nur der Unkenntnis der Ereignisse nach Tannenberg entspringen. Die Entscheidung des Feldzugs war die glänzende Verteidigung der Marienburg durch Heinrich von Plauen: sie hat den Erfolg des Polenkönigs von Tannenberg zu nichte gemacht, und wie ein Geschlagener mußte er schließlich eiligst das Land räumen.

Irrführender aber noch ist die Ueberschätzung der Niederlage des Ordens in ihren Beziehungen zu seinem Niedergang. Man trifft da die verschiedensten Anschauungen: den einen ist die Niederlage die Ursache des späteren Niedergangs, der dem Orden von den Polen versetzte Todesstoß; den andern ist sie nicht die Ursache, sondern nur das Symptom eines bereits längst wirksamen Verfalls. Dessen eigentliche Ursachen werden wieder an verschiedenen Stellen gesucht: von den einen in der Unmoral, der Lasterhaftigkeit, Verlotterung, Disziplinosigkeit im Orden selbst und dem damit im Zusammenhang stehenden Schwinden der alten Ideale, der Verschiebung der Ziele, der Verweltlichung; von den andern in der

starrten theokratischen Verfassung, die keine Wandlung zugelassen habe, kein Anpassen an die Forderungen einer neuen Zeit und damit im Zusammenhang in der Mißregierung des Ordens in Gestalt von schroffer Autokratie, Knechtung und unwürdiger Behandlung der Untertanen. —

Durch nichts zu stützen ist die Meinung, Tannenberg habe dem Orden den Todesstoß versetzt. Ein vielgestaltiges Staatsgebilde, wie es der Ordensstaat war, ist nicht durch eine Schlacht zu vernichten; selbst durch einen unglücklichen Krieg auch nur dann, wenn er das letzte Stadium eines lange in Wirksamkeit befindlichen, von innen heraus erfolgenden Zersezungsprozesses darstellt. Nun endigte zwar der Krieg von 1409/11 durchaus nicht ungünstig für den Orden, aber er hat sich danach nie wieder zu seiner früheren Höhe zu erheben vermocht; das hat dazu geführt, in der Niederlage bei Tannenberg ein Verfalls symptom zu sehen. Eine verlorene Schlacht ist aber zunächst ein rein militärisches Ereignis, an das man nur mit großer Vorsicht weitgehende Schlussfolgerungen knüpfen darf, denn wie alle Ereignisse im Kriege hängen auch die Ausgänge der Schlachten von unendlich vielen Zufälligkeiten ab; — bleibt als Symptom der Geist der Fechtenden: es wurde bereits hervorgehoben, daß die Haltung der Ordensangehörigen bei Tannenberg über jedes Lob erhaben war, daß diese Schlacht der größte Ruhmestag des Ordens ist. Wenn unter dem Eindruck der vernichtenden Niederlage manche der Brüder, von der allgemeinen Panik ergriffen, die Ordensburgen ohne Kampf übergaben oder gar verließen, so ist das nicht verwunderlich: es werden nicht die Besten gewesen sein, die man auf den Häusern zurückgelassen hatte, und derartige Fälle von Kopflosigkeit sind nicht selten in der Kriegsgeschichte, man denke an die klägliche Haltung mancher preußischer Festungskommandanten nach Jena. Von solchen Einzelfällen auf den Geist des Ganzen zu schließen, ist verfehlt. Auch hier wird wieder die glänzende Tat Heinrichs von Plauen und der Trümmer der Bruderschaft nicht gebührend in Anrechnung gebracht.

Als innere Ursache des Verfalls, der damals bereits in Wirksamkeit gewesen sein soll, wird der Mangel an moralischem Halt angeführt, der entweder im Sinne allgemeiner, im Orden herrschender Zuchtlosigkeit verstanden wird, oder als Mangel an idealen Zielen und an Hingabe an die eigentliche hohe Aufgabe des Ordens. Man wird in den seltensten Fällen einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Unmoral im Sinne von Lasterhaftigkeit und politischem Niedergang eines Staates oder Volkes nachweisen können, und nicht „um ihrer Sünde willen“ gehen Nationen, Völker und Staaten zu Grunde, wie nachdrücklich das auch immer von denen behauptet werden mag, die die Geschichte zu einem christlichen

Volkserziehungsmittel herabwürdigen wollen. Ein Erziehungsmittel ist sie gewiß, ebenso gewiß aber kein christliches. Alles, was man an Anzeichen für eine gleich nach Tannenbergl auffallend bemerkbare Lockerung der inneren Zucht des Ordens feststellen zu können glaubt, weisen auch frühere Epochen der Ordensgeschichte auf, — ja schlimmeres: inneren Hader, Spaltungen, Statutenübertretungen aller Art, Disziplinwidrigkeiten, Subordinationsvergehen bis zur Ermordung von Hochmeistern durch Ordensbrüder (Werner von Orseln 1330 im Deutschen Orden, Wenko 1209 im Schwertbrüderorden), Unterschlagungen, Betrug und andere Spitzbübereien selbst seitens eines Hochmeisters (Gerhards von Malberg, der ein veritabler Hochstapler war), Absetzung und Vertreibung eines Hochmeisters aus Preußen (Karls von Trier 1317) — das alles hatte es in früheren, gerade den glänzendsten Aufschwungszeiten des Ordens gegeben, aber niemandem wird es einfallen, an solche Einzelfälle irgendwelche weitgehende Schlussfolgerungen zu knüpfen; und in der That wurde der Kern des Ordens durch sie zu allen Zeiten ebensowenig berührt, wie etwa heute das deutsche Offizierkorps durch die grausigen „Entküllungen“ aus großen und kleinen Garnisonen berührt wird, die von Zeit zu Zeit die Oeffentlichkeit in Aufregung versetzen und voreilige Beurteiler jedesmal wieder verleiten, den nunmehr wirklich eingetretenen, klar vor aller Augen liegenden vollständigen Niedergang des deutschen Offizierkorps zu verkünden.

Nicht zu leugnen ist, daß die Zeiten politischer Schwäche des Ordens von den zu allen Zeiten in der Brüderschaft vorhandenen auffessigen Elementen ausgenutzt wurden, und daß die Lockerung der inneren Zucht in solchen Zeiten besonders fühlbar wurde und viel Nachtheiliges im Gefolge hatte; — es handelt sich hier nur darum, ob sie als Ursache des Niedergangs des Ordens in Betracht kommt; das ist n. G. nicht der Fall, sie ist vielmehr eine Begleit-, ja eher Folgeerscheinung des Niedergangs. —

Es muß auch durchaus noch der Beweis für die Behauptung erbracht werden, der Mangel an ideal-christlichem Streben, die „Verweltlichung“ der Ziele des Ordens in der späteren Zeit, sei ein oder gar der Grund seines Niedergangs gewesen. Was man für diese spätere Zeit an Beweisen für die Verweltlichung der Ziele erbringen kann, paßt Wort für Wort auf die Zeit der Blüte, erst recht auf die der Errichtung des Ordensstaates und durchaus auch auf die Vorgeschichte in Syrien und Ungarn. Das eigentliche, Wesen und Handeln des Deutschen Ordens, wie aller andern Ritterorden, bestimmende Ziel war zu allen Zeiten in gleicher Weise weltliche Macht und nicht die Verwirklichung der christlichen Weltumspannungs-Idee. Es ist mehr wie naiv, anzunehmen, der größte, mächtigste und bestverwaltete Staat des Mittelalters sei

seinen Gründern als Lohn für ihr Streben nach christlich-sittlichen Idealen in den Schoß gefallen. Solche Besitztümer hat auch der Himmel nicht zu vergeben, sie wollen errungen sein, und sie wurden und werden nicht anders errungen als durch Kämpfe, deren Triebfeder härtester Egoismus ist, deren Mittel Blut und Eisen sind. Es gehört ein gerütteltes Maß von Selbsttäuschung oder vollkommene Blindheit dazu, um sich der einfachen Tatsache zu verschließen, die Nietzsche in den lapidaren Satz gefügt hat: „Die Geschichte ist die Experimentalwiderlegung der sittlichen Weltordnung.“ —

Schon mehr auf Tatsächlichem fußt die Behauptung, der Ordensstaat sei an der Starrheit und Unwandelbarkeit seiner Verfassungsformen zu Grunde gegangen. In einem Aufsatz über die Schlacht bei Tannenberg und Heinrich von Plauen*) heißt es z. B.: „Der preussische Orden ist zu Grunde gegangen, weil ein theokratischer Staat keiner fortschreitenden Umbildung fähig ist. Während jeder weltliche Staat sein äußeres Kleid, die Verfassung, wechselt und ändert nach seinen jeweiligen Bedürfnissen, konnte der Orden an den geheiligten Satzungen seiner Stifter nicht rühren; jede Aenderung, jede Konzession an die unabweisbaren Bedürfnisse eines vielgestaltigen Staatslebens mußte sich gegen sein innerstes Wesen, seine geistliche Natur wenden.“

Und weiter heißt es vom Landesadel und den Städten: „Von einer gesetzlichen Mitwirkung derselben an der Verwaltung des Landes war jedoch nicht die Rede. Der Orden herrschte allein, unbeschränkt, und er konnte seiner Natur nach ebensowenig Laien in das Landesregiment berufen, wie es dem päpstlichen Kirchenstaat unmöglich gewesen ist, einem aus Weltlichen zusammengesetzten Parlament eine gesetzliche Teilnahme an der Regierung zu gewähren.“

An dem Inhalt dieser Sätze ist so gut wie alles falsch. Daß der Staat des Deutschen Ordens kein theokratischer, sondern von Anfang an ein durch und durch weltlicher Staat war, bedarf heute keines Beweises mehr; es wird auch sofort klar, wenn man ihn mit ausgesprochenen Theokratien, etwa der mosaischen, vergleicht. Das geistliche Element wurde im Orden stets — und nicht erst in Preußen — geflüchtiglich niedergehalten, die Regierenden waren Laien, deren Leitfaden, wie der aller erfolgreichen Politiker war: wer das Ziel will, muß auch die Mittel wollen. Das Ziel war Herrschaft, das Mittel Gewalt — nichts anderes. Der Orden war seinem innersten Wesen nach nicht geistlicher Natur.

*) A. Bergengrün in der baltischen Monatschrift 33. Bd. 1886.

Ueber die im Ordensstaat seit seiner Errichtung in den Anfängen tatsächlich bestehende, allmählich dem Bedürfnis entsprechend immer weiter ausgebaut, schließlich auch gesetzlich geregelte ständische Mitwirkung bei der Landesregierung ist schon in früheren Abschnitten ausführlich berichtet worden.

Diese gewalttätigen Staatengründer kümmerten sich den Teufel um „die geheiligten Satzungen der Stifter“ des Ordens, wenn es sich darum handelte, den praktischen Forderungen der Zeit oder besonderer Landesverhältnisse gerecht zu werden. Die ganze vom Orden von Anfang an schon in Syrien und Ungarn*) betriebene, auf dauerhafte Begründung umfangreicher Landesherrschaften gerichtete Machtpolitik war in den „geheiligten Satzungen“ nicht vorgeesehen, und diese Satzungen selbst hatten im Laufe der Jahrhunderte die gründlichste aus den veränderten Bedürfnissen erwachsende Aus- und Umgestaltung erfahren. Dabei sprang man mit den Satzungen sehr unbedenklich um; eine päpstliche Bulle z. B. von 1263, die dem Orden den Verkauf von Waren erlaubte, „sofern es nicht zum Zweck des Handeltreibens geschähe“, war ihm unbequem; er fälschte daher eine, in der der einschränkende Zusatz weggelassen war**). Derartige Beispiele könnte man in großer Zahl anführen.

Die Erkenntnis von den schon frühzeitig bemerkbaren Ansätzen zu ständischer Mitregierung ist aber keineswegs eine Errungenschaft der Neuzeit: bereits im Jahre 1749, also einhundertundsiebenunddreißig Jahre vor jenem Aufsatz, der jede Möglichkeit ständischer Mitregierung im Ordensstaat ablehnt, erschien der III. Band der „Preussischen Sammlung allerley bisher ungedruckten Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen, dadurch die Rechte, und Geschichte der Kirchen, des Staats, und der Gelehrten besonders in dem Polnischen Preußen theils ergänzet, theils erläutert und verbessert werden, zum gemeinen Besten herausgegeben von einigen Liebhabern der Wahrheit (Danzig bei Johann Schreiber)“. Hier hat einer der Liebhaber der Wahrheit eine Abhandlung veröffentlicht, die überschrieben ist: „Von dem uralten Antheil der Preussischen Stände in Staats- und Landesachen unter den Kreuzherren“ und einen ausgezeichneten Ueberblick gibt über die historische Entwicklung der Rechte der Stände in Preußen.

Die große Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit ist gerade eine besondere Eigentümlichkeit des Ordensstaats und eine der Hauptquellen seines überraschend schnellen Emporblühens.

*) Vergl. meine Geschichte des Deutschen Ritterordens, Bd. 1, S. 22 ff. und 110 ff.

***) S. ebenda S. 117.

Es ist bei jedem geschichtlichen Ereignis schwer, die innere, eigentliche Entwicklung der Dinge zu erkennen, ganz besonders schwer aber ist die Diagnose bei kranken oder sterbenden Staaten. Unerwartet eintretende Ereignisse, panikartige Erscheinungen, Massensuggestionen, Entschlußlosigkeit und Ueberstürzungen, Gewaltakte und Energielähmungen, plötzliches Aufflackern der alten Lebenskraft mit sofort folgendem völligem Niederbruch — alles wechselt in wild sich überstürzender Hast und ergibt ein Chaos, das den Durchblick erschwert und in dem das Urtheil leicht abirrt.

Auffallend ist das in solchen Epochen häufig zu beobachtende Fehlen der rettenden Persönlichkeiten oder doch die Wirkungslosigkeit ihres Erscheinens, das merkwürdige Unverständnis, das sich ihnen widersetzt und sie beiseite stößt. Statt daß die starke rettende Hand erfaßt wird, reiht sich Mißgriff an Mißgriff, — ein ungeheures Verhängnis scheint über den Staat hereingebrochen, er ist wie ein Gezeichneter, wie von einer höheren Gewalt gerichtet. Mit der stetig wachsenden Schnelligkeit eines von einer Stromschnelle erfaßten Fahrzeugs treibt das Staatsschiff dem Untergang entgegen.

Die Unaufhaltsamkeit solchen Niedergangs läßt immer wieder — auch bei sonst vorurteilslosen Forschern — den Gedanken an eine die Geschichte der Menschheit lenkende höhere Macht auftauchen, ähnlich wie die in der Geschichte so häufige scharfe Unterbrechung einer bereits seit langem in vollem Gang befindlichen Entwicklung durch ein unvorhergesehenes Ereignis, den plötzlichen Tod auf dem Schlachtfeld des Trägers dieser Entwicklung oder das Auftreten einer neuen, andere Bahnen einschlagenden Persönlichkeit*). Ueber Annahmen läßt sich nicht rechten, sicherlich aber ist damit der erste Schritt getan, die Geschichte zur Sterilität zu verdammen; fruchtbar können die Schicksale vergangener Völker und Staaten von uns nur gemacht werden, so weit sie durch uns kontrollierbar sind. —

Ueberall, wo es Leben gibt, gibt es auch Feinde des Lebens, Krankheiten und Krankheitserreger. Solange ein Organismus gesund ist und die Angriffe gegen ihn nicht mit erdrückender Uebermacht geführt werden, verarbeitet er die Krankheitserreger; erkrankten Theilen hilft er durch seine Lebensenergie zu rascher Heilung; ist solche nicht mehr möglich, so werden die Theile abgestoßen. Fehlt es dem Organismus aber an Lebenskraft, so kann eine allmähliche Zersetzung des ganzen Körpers von den Theilen aus erfolgen.

*) Horck von Wartenburg, der Verfasser der „Weltgeschichte in Umrissen“ sagt dazu: „Solche Augenblicke sind es, in denen ein geschichtliches Moment sich geltend macht, welches uns schließlich doch am verständlichsten wird, wenn wir es als göttliche Leitung der Menschengeschichte bezeichnen.“

Das ist auch der gewöhnliche Prozeß beim Sterben von Staaten. Die Krankheitserreger werden von außen herangeweht, wobei sie dann — wie beispielsweise beim römischen Weltreich die Germanenstämme — sich zunächst der äußersten Teile bemächtigen, um von da allmählich bis zum Zentrum des Organismus vorzudringen.

Sie können aber auch an dem Organismus selbst entstehen, in Gestalt von Trieben und Wucherungen, die eine neue Zeit hervorschießen läßt, die eine Weile niedergehalten werden können, schließlich aber — genährt von dem drängenden Geiste der Zeit — übermächtig werden und den Organismus, der ihnen das Leben gab, empfindlich schwächen (die Stände im Mittelalter, die Demokratien in neuerer Zeit).

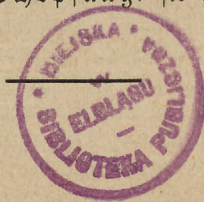
Schließlich können den Organismus zunächst nicht unmittelbar berührende Ereignisse, von ihm unabhängige Konstellationen seinen Lebensnerv unterbinden, den Strom, der ihm bisher die Lebensäfte überreichlich zuführte, ableiten (der Fall der durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien als Handelszentren entwerteten oberitalienischen Städterepubliken, namentlich Venedigs).

Häufig genug auch vereinigen sich die genannten Möglichkeiten zu einer erdrückenden Uebermacht, um den Untergang eines Staatskörpers herbeizuführen, und das ist der Fall des Ordensstaats an der Ostsee: Von außen drängte das einst in schwächerer Zersplitterung darniederliegende, jetzt mächtig emporstrebende, in sich und mit Littauen geeinte Polen gegen die Ordensmacht an; im Innern suchten Städte und Landstände, die nur der schützenden Hand des Ordens Leben und Wachstum verdankten, nun, da sie des Schutzes weniger zu bedürfen glaubten, sich auch der unbequem empfundenen Leitung jener starken Hand zu entziehen; die Annahme des Christentums durch die Littauer ließ die ideale Aufgabe des Ordens, unter deren Rubrum er seine Machtpolitik getrieben hatte, erfüllt erscheinen, die Rufe von Kaisern und Päpsten zum Streit gegen die Feinde der Christenheit im Osten des Reichs, die Jahrhunderte hindurch Europa durchhallt hatten, verstummten, der Zustrom an Kreuzfahrern, die „um Gott“ kamen, versiegte, der Orden mußte seine Kriege um Gold führen; ja, die einst seine und seiner Kämpfe mächtige Fürsprecher gewesen waren, untersagten ihm nun den Gebrauch des Schwertes gegen die jetzt — wenigstens dem Namen nach — christlichen Littauer und durchschnitten damit seinen Lebensnerv. Alle die Verhältnisse, die das Aufblühen des Ordensstaats begünstigt hatten, waren von Grund aus andere geworden: die veränderten „Konjunkturen“ sind es, woran die Ordensmacht zu Grunde gegangen ist; alle andern Niedergangssymptome sind Begleit- und Folge-Erscheinungen desselben.

Müßiges Beginnen ist es daher, mit der Miene des sittlich entrüsteten Korrektors über die Ordensangehörigen oder wen sonst man als den „Schuldigen“ an dem Zusammenbruch des herrlichsten Staatsgebildes des Mittelalters erkannt zu haben glaubt, zu Gericht zu sitzen; es gibt in der Geschichte keine Schuld, es gibt nur Notwendigkeiten.

Zwar nicht in ihrem Werden, wohl aber in ihrem derzeitigen Bestand unabhängig von der ursprünglichen Aufgabe des Ordens im Osten Mitteleuropas war die Schöpfung deutscher Kolonisationskraft, die hier emporgewachsen war. Die um die Mitte des 15. Jahrhunderts immer greifbarere Gestalt annehmenden Unabhängigkeitsbestrebungen der Städte und Landstände sind der äußere Ausdruck dieser Empfindung, deren letzte Konsequenz die Säkularisation des Ordensgebiets war, seine auch äußerliche Kennzeichnung als das, was es tatsächlich längst war, als weltlicher Staat. Dieser Schritt allein konnte die Schöpfung des Ordens davor bewahren, in die unabwendbare Katastrophe der Ordensherrlichkeit hineingezogen zu werden. Und folgerichtig ist der Gedanke daran schon sehr früh, ca. 100 Jahre vor seiner Verwirklichung, bei klarsehenden Politikern aufgetaucht: 1423 schreibt der Landmeister von Livland, Siegfried Lander von Spanheim, an den Hochmeister Paul von Ruzdorf: Sollte es noch einmal zum Kriege mit Polen-Litauen kommen und Hilfe von Herren und Fürsten nicht zu erlangen sein, so möge der Hochmeister das Ordensland Fürsten, Kurfürsten und den trefflichsten Rittern und Knechten anbieten. Jeder möge dann mit aller Macht verteidigen, was sein geworden sei; der Orden und Livland würden sie nach Kräften unterstützen.

Noch war aber die Zeit für einen derartigen Schritt nicht gekommen, noch waren die Kräfte des Ordens zu unverbraucht, um so Ungeheures zu rechtfertigen, ein ganzes Jahrhundert unaufhörlicher Schwächung nach außen wie im Innern mußte einen so schwerwiegenden Entschluß erst zur Reife bringen. Als er dann 1525 unter den Wirkungen des so manchen morschen Bau des Mittelalters hinwegfegenden Sturms der Reformation seine Verwirklichung fand, wurde zwar der Macht des Ordens ein Ende bereitet, nicht aber seiner Schöpfung: sie lebt noch heute.



Das Schlachtfeld.

Von dem Schlachtfeld hat Joh. Voigt in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Schilderung entworfen (Chronik des Joh. Lindenblatt, gen. v. Possilge), die geeignet ist, auch den Mutigen erbleichen zu lassen und die offenbar seiner Phantasie entsprungen ist: „ das behaute Land endigt, und man trifft auf ein wüstes, wildverwachsenes, trauriges Feld. Ist die Anhöhe (von Tannenbergr in südlicher Richtung) erstiegen, so bietet sich eine abermalige öde und wilde Ebene dar, die am südlichen Ende mit Wald geschlossen. Das Gefühl der alten Trauer erneuert sich bei der Betrachtung der fürchterlichen Einöde, wo kein Halm wächst, der von Menschen zu gebrauchen ist. Dies ist der Boden, der in diesem Jahre mit Blut gefüllt wurde.“

Tatsächlich stellt sich das Schlachtfeld als eine jener anspruchslos freundlichen, von Waldstücken und Dörfern umräumten Feldlandschaften dar, wie man sie überall in Norddeutschland findet. Da das Land schon in der Ordenszeit bebaut war, ist nicht anzunehmen, daß dort zu Joh. Voigts Zeiten kein Halm wuchs, der von Menschen zu gebrauchen war. Die Höhenunterschiede sind gering und infolge der jahrhundertelangen Beackerung jetzt wahrscheinlich geringer als zur Zeit der Schlacht; die zwischen der ersten Aufstellung der Heere befindliche Senkung ist nur flach. Von den Höhen südlich und südwestlich Ludwigsdorf hat man einen weiten Ueberblick in nördlicher und nordwestlicher Richtung.

Der Polenkönig hatte, noch während er vor der Marienburg lag, beabsichtigt, an der Stätte des Kampfes mit den Kreuzherren „ein Kloster von der Regel des h. Augustinus und der Ordnung der h. Brigitta“ zu errichten. Die Absicht wurde durch das Mißlingen der Belagerung des Haupthauses vereitelt.

Am 12. März 1413 wurde die vom Hochmeister Heinrich von Plauen gestiftete Marienkapelle auf dem Schlachtfeld geweiht. Sie sollte das Andenken aller derer ehren, „dy do geslagin wordin, von beyden teylin yn dem stryde*.“ Die Kapelle ist durch Zerstörung und Verfall bis auf Mauerreste verschwunden. Auf ihren Trümmern wurde im Jahre 1901 von der Provinz Ostpreußen ein Denkstein errichtet in Gestalt eines mächtigen, 2½ Meter hohen Granitblocks, der die Inschrift trägt: „Im Kampf für deutsches Wesen, deutsches Recht, starb hier der Hochmeister Ulrich von Jungingen am 15. Juli 1410 den Heldentod.“ — Der Block hatte bis dahin in einem Waldstück zwischen Ludwigsdorf und Grünfelde gelegen und hieß im Volksmund „Zagiello-Stein“: der Polenkönig sollte nach der Schlacht darauf gesessen haben. — Die von dunkeln Tannenanzpflanzungen umrahmte Gedenkstätte inmitten dieser Einsamkeit hat in ihrer Schlichtheit etwas Ergreifendes. Der Himmel und die Abgeschlossenheit mögen dieses stille Feld vor einem prunkenden Denkmal bewahren. —

*) Vergl. R. Fischer, Tannenbergr ; Graudenz 1910.

In neuester Zeit sind die drei Orten Tannenberg, Ludwigsdorf und Schlachtfeld liegt, in den Borden daher hier einiges darüber gesagt und Ludwigsdorf (595 ha) wurden im Jahre 1903 von der Kloster Berge'schen Stiftung (Magdeburg) angekauft und durch die Landbank (Berlin) in Rentengüter aufgeteilt. Aus Tannenberg sind ca 52, aus Ludwigsdorf ca. 49 Rentengüter, ausschließlich der beiden Restgüter, gebildet, die beiden Gutsbezirke den Landgemeinden einverleibt worden. Die Größe der Rentengüter schwankt zwischen 2 und 14 ha. Die meisten hier angesiedelten Familien stammen aus Ost- und Westpreußen; auch deutsche Rückwanderer aus Rußland sind darunter. — Das Rittergut Grünfelde ist seit dem April 1909 königliche Domäne (453 ha). —

Unverdächtige Quellenangaben ließen vermuten, daß die auf beiden Seiten Gefallenen edlen und ritterlichen Standes in der Kirche von Tannenberg begraben worden sind. Die im März 1910 erfolgten Nachgrabungen haben jedoch ein negatives Ergebnis gehabt*).

Teile des Schlachtfeldes sind Jahrhunderte hindurch Gegenstand des wunderlichsten Aberglaubens gewesen, so besonders der „heilige See“, ein Wasserloch südlich der ehemaligen Kapelle, dem man heilende Wirkungen zuschrieb. „Schlachtfelder, auf welchen große Entscheidungen ausgefochten sind, pflegten seit den ältesten Zeiten von den nachkommenden Geschlechtern mit scheuer Ehrfurcht betrachtet zu werden. Der Gedanke, welche Fülle männlicher Kraft hier durch jähen Tod aus der Blüte des Lebens dahingerafft sei, erregte immer von neuem Grausen, und häufig hat leicht bewegte Phantasie der Tatsache den Glauben versagt, daß die Stätte so lauten Streites ein Platz wirklicher Ruhe für die Gefallenen geworden sei, indem deren Geister immer von neuem den alten Kampf gegeneinander aufzunehmen schienen.“ (Strehlke.)

*) Ueber das Rittergrab von Tannenberg, das Kloster von Grünfelde und die Kapelle „auf dem Streitplatz“ bei Tannenberg geben die Abhandlungen des Prof. Dr. Schnippel in den Oberländischen Geschichtsblättern Heft XI und XII nähere Aufschlüsse.





ERLÄUTERUNGEN :

- Ordensgebiet 1309.
 - - - - - Erwerbungen des Ordens seit 1309.
 - Bistümer im Ordensgebiet.
- P. = Bistum Pomesanien
 - E. = " Ermland
 - K. = " Kulmerland
 - S. = " Samland
 - R. = Erzbistum Riga
 - K. = Bistum Kurland
 - D. = " Dorpat
 - Ö. = " Ösel

Masstab

